V. b. b.

# Der Freiheitskämpfer

ORGAN DER KÄMPFER FÜR ÖSTERREICHS FREIHEIT

2. Jahrgang, Nr. 7/8 | Juli—August 1949 | Preis: 1.50 Schilling

## Gesetz und Durchführung

*Vor wenigen Tagen hielt das österreichische Parlament für die diesjährige Frühjahrssession seine letzte Sitzung. Diese Sitzung war aber auch gleichzeitig die letzte der am 25. November 1945 nach dreizehnjähriger Unterbrechung frei und nach demokratischen Grundsätzen gewählten Volksvertretung. In diesen vier Jahren oft anstrengender Arbeiten mußte sich das Hohe Haus auch öfters mit den berechtigten Forderungen ehemals politisch Verfolgter befassen. So mußte das noch von der provisorischen Staatsregierung erlassene Opferfürsorgegesetz auf Betreiben des inzwischen aufgelösten „Bundes der politisch Verfolgten" grundsätzlich novelliert werden und man darf sagen, daß dieses Gesetz ein schöner Erfolg dieses Bundes war. Gleichzeitig wurde der genannte Bund durch das sogenannte „Privilegierungsgesetz" als eine Körperschaft des öffentlichen Rechtes erklärt, um so den ehemals politisch Verfolgten die Möglichkeit zu geben, bei der Durchführung ihrer berechtigten Wiedergutmachungsansprüche selbst mitzuwirken. Wenn es dann anders kam und sich der Innenminister gezwungen sah, den „Bund der politisch Verfolgten" aufzulösen, so war dies sicher nicht die Schuld unserer Gesetzgebung, die jedenfalls den guten Willen gezeigt hat. Auch das Wiedereinstellungsgesetz, welches besagt, daß Personen, die im Zuge ihrer politischen Verfolgung ihre Stellung verloren haben, von ihrem Dienstgeber, beziehungsweise von dessen Rechtsnachfolger wieder in ihren alten Dienstort eingestellt werden müssen, ist eine Arbeit des scheidenden Nationalrates. Darüber hinaus wurden verschiedene Rückstellungsgesetze, die ja hauptsächlich auf ehemals politisch und rassisch Verfolgte Anwendung finden, verabschiedet. Man könnte nun der Meinung sein, daß die Forderungen der zahlreichen Opfer des Naziterrors, soweit sie die Hölle des Dritten Reiches überlebten, restlos erfüllt wären und die noch lebenden ehemals politisch Verfolgten lauter glückliche und in guten Stellen befindliche Menschen sind. Abgesehen von verschiedenen Gesetzeslücken und Schönheitsfehlern könnte man mit der Arbeit des Hohen Hauses für die politisch Verfolgten zufrieden sein ... ja, wenn eben Gesetze auch so durchgeführt werden würden, wie es dem Wunsche des Gesetzgebers entsprochen hat. Und hier beginnt eben die oft nur zu verständliche Unzufriedenheit jener Menschen, für die auch zwischen 1928 und 1945 dieses Land Oesterreich hieß, die niemals eine Ostmark à la Hitler anerkannten und für dieses Bekenntnis schwerste Opfer auf sich nahmen.*

*Immer wieder müssen wir hören wie herablassend unsere Kameraden bei Aemtern und Behörden bei Vorweis ihrer Amtsbescheinigung von diensthabenden Beamten behandelt werden und oft wird man das Gefühl nicht los, daß man durch Vorweis dieses Dokuments gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man erreichen will. Immer wieder müssen wir erleben, wie Ansuchen verschiedenster Natur unserer Kameraden schleppend und oft negativ erledigt werden.*

*Wenn wir somit auch voll und ganz die Arbeit des nun abtretenden Nationalrates zu würdigen wissen, muß doch gesagt werden, daß auch das im Herbst neu zu wählende Parlament mit den noch immer unerfüllten Forderungen der politisch Verfolgten sich zu befassen haben wird. Vor allem wird es notwendig sein, daß ein Gesetz oder eine Verordnung beschlossen wird, die unter Strafandrohung für gewisse Beamte, darauf achtet, daß die bisher in Kraft getretenen Gesetze restlos durchgeführt werden. Darüber hinaus ist aber auch noch eine gesetzliche Regelung für unsere bis 1938 treu dienende und für diese Treue durch den Nationalsozialismus schwer bestrafte Beamtenschaft erforderlich. Auch darüber muß einmal ein offenes Wort gesprochen werden. Durch das Amnestiegesetz werden an ehemalige Nationalsozialisten tausende und abertausende Schillinge ausbezahlt. Wir haben dazu geschwiegen, weil wir als Demokraten für Befriedigung und Versöhnung viel Verständnis haben. Wenn es dem Staate möglich ist, Ansprüche ehemaliger Nationalsozialisten zu befriedigen, dann muß er auch die Möglichkeit suchen, die berechtigten Ansprüche seiner treuesten Söhne zu erfüllen.*

*Wir können daher nicht schweigen, solange gemaßregelte Beamte, die oft ohne Groschen aus ihrem Dienst geworfen wurden, für diesen siebenjährigen Leidensweg nicht die geringste Entschädigung erhielten.*

*Es wird daher Aufgabe des neu zu wählenden Parlaments sein, auch an diese Frage endlich einmal heranzutreten und sie im positiven Sinne zu erledigen.*

*Hans Leinkauf.*

# Der politische Untergang des europäischen Widerstandes

**Eugen Kogon, der bekannte Herausgeber der Frankfurter Hefte veröffentlicht im Heft 5, Jahrgang 1949, dieser Zeitschrift unter dem obenangeführten Titel einen bemerkenswerten Beitrag aus eigener Feder, den wir in gekürzter Fassung und ohne Beifügung jedwegen Kommentars zur Abschrift bringen.**

Im Kampf gegen das faschistisch-totalitäre System entstand, zusammen mit seinem Aufkommen, eine gemeinsame Front von Kräften. Sie waren sehr verschieden voneinander, einige mehr als verschieden: gegensätzlich. Die Front wurde stärker, als der Nationalsozialismus zur Herrschaft gelangt war; sie wuchs ins Geschichtliche, als er begann, sich über Europa auszubreiten. Hatte sie ursprünglich die Form von planenden Komitees, von Zellen mannigfacher Art, so entwickelte sie sich zu bewaffneten Organisationen, national und international, schließlich zu mächtigen Koalitionen von Staaten, deren meist ohnmächtiges Spiegelbild in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern der Tyrannei die oft sehr kühnen Notgemeinschaften der Gefangenen waren. Sie alle, ob in Verträgen, in weltweiten und feierlichen Deklarationen, in Gruppenabmachungen, in Plänen, die die Zukunft vorausnahmen, oder in welcher Aktion immer, beherrschte, vom Ueberdauern bis zum Sieg, eine einzige Idee: der Widerstand. Ihm war die Vorstellung von Sühne und sogar Rache, von nachfolgender gründlicher Sicherung beigemengt.

**Viele hegten die Hoffnung, die gemeinsame Erfahrung im Kampf gegen den gemeinsamen Feind werde Bestand haben — als politische Plattform einer anderen Welt, einer Welt, frei von Furcht und Not, einer besseren Welt.**

Seit dem Untergang jener Tyrannei sind nun vier Jahre vergangen. An bewegenden Ereignissen waren sie kaum ärmer als die Zeit von damals, an Schrecken und gräßlichem Blutvergießen nicht so verschwenderisch, gewiß, wenn man das kriegerische und das nichtkriegerische Verfahren, einander ins Verderben zu ziehen, auf eine und dieselbe Vergleichsebene bringen will, aber an tausendfachem Elend überreich. Es wird allmählich, in Schichten, in Teilen, nach Ländern, Kontinenten und Herrschaftsgebieten verschieden, überwunden. Der europäische Widerstand von einst ist es nicht, dem dieses Verdienst zukäme. Unter den politischen Kräften, die heute den Lauf der Dinge bestimmen, befindet er sich nicht mehr. Aus einer Hoffnung wurde eine Illusion.

Das ist hart. Man wird einen Beweis verlangen. Er muß eingehender sein als der allgemeine Hinweis auf die zutageliegende Wirklichkeit. Denn Erinnerungen bewegen die Herzen; Trauer um die Toten macht die Erkenntnis schmerzlich; Kameradschaften sind uns teuer; Zahlen aus Verbänden und Positionen lassen manches erscheinen, als ob; kalte Rechner und Nutznießer halten die Fahnen hoch auf Straßen, die zu ihren Zielen führen sollen; und allerorts spazieren die alten Gegner, denen vorgestern der Kampf galt, als Gespenster im hellen Lichte herum, obgleich ihnen die Würmer aus den Augen kriechen, obschon politischer Grabgeruch ihr Atem ist; — soll man sie die Welt und Europa morgen vollends zugrunderichten lassen?

Richtige Politik wird nicht aus Erinnerungen gemacht, aus Trauer, Kameradschaftstreffen, täuschenden Statistiken, Mißbrauch und Angst (Illusionen gegen die Pest), sondern aus Einsicht in Notwendigkeiten, mit wirklichen Kräften, mit zumutbaren, gerechtfertigten Zielen. Die Einsicht rang sich nicht durch, die Kräfte erwiesen sich als zu schwach, die Ziele hielten nicht stand.

## Sieg und Widerstand

Der europäische Widerstand als ein politischer Faktor, der den verschiedenen Richtungen einmal gemeinsam war, ist, nachdem sein Gegner tot war, zu lange auf dem Schlachtfeld geblieben, die Aufmerksamkeit den Leichen, den Dokumenten und der Hinterlassenschaft zugewendet.

**Die Stunde der Gefahr für den Frieden ist bekanntlich der Sieg. Nach diesem Sieg mußte sofort in Richtung des nächsten Plateaus marschiert werden, um es zu besetzen: ein neues Europa.**

Von vorneweg kam es nirgends und nie zu einer gemeinsamen politischen Konzeption, die realistisch und tragfähig gewesen wäre. Die Erfordernisse jenes harten Kampfes selbst hatten anfangs beinahe alle Kraft in Anspruch genommen. Mit dem nahenden Sieg arbeiteten sich die massivsten Interessen hoch. Sie hatten die alten Ideologien im Gefolge. Beide überwucherten in dem widerspruchsvollen Vertragswerk, das von Casablanca über Teheran und Yalta bis Potsdam entstand, die neuen Ansätze, wie sie in der Atlantik Charta sich gezeigt hatten, in der Charta der Vereinten Nationen ihren Ausdruck fanden — besiegelt durch Wort und Unterschrift aller Partner; überwucherten rasch, zwar nur für eine kurze Spanne Zeit, aber im entscheidenden Augenblick. Wie die Kirchen und die Wissenschaft hat auch die Politik eine Stunde versäumt.

Hätte es anders überhaupt kommen können?

Die Gegner des Dritten Reiches verband so gut wie nichts als die Feindschaft zu ihm. Das gilt für die Staaten wie für die Verbände und Gruppen. Nicht einmal eine gemeinsame Auffassung von Demokratie vereinte die Regime und Regimenter von Ost und West gegen die rebellische Mitte. Man erweist dem Westen geradezu einen Dienst, wenn man die propagandistische Selbsttäuschung von damals angesichts der Folgen heute nachsichtig unerwähnt läßt. Was verband sie denn dann? Eben nichts als der Gegner. Weder eine Ueberlieferung, noch die Substanz eines Geistes, noch Humanität; Religion schon gar nicht. Dies ist die tiefste Ursache des Auseinanderfalls seit der Beendigung der faschistischen Revolte. Da in allem Wesentlichen nicht einmal eine Mindesteinheit bestand, eine Serie verbindender Notbrücken nicht gebaut wurde, mußte der Gegensatz, wie die einen und die anderen Leben und Geschichte ansehen, in den Geist der Paragraphen, der Formeln, des ganzen organisatorischen Vertragswerkes eindringen und es in seinen guten, seinen zweifelhaften, seinen schlechten Bestandteilen zuerst verbiegen, dann beiseiteschieben. Die traditionelle Politik der Paktsysteme ist an die Stelle getreten. Nur was in ihnen zum Uebergeordneten, zum neuen Besseren entwicklungsfähig ist, strebt auf Wechselwirkung, vielleicht Verschmelzung mit den fruchtbaren Ideen, Grundsätzen und rechtlichen Bestimmungen jener Abkommen hin, die zwar umfassender, aber auch allgemeiner und vorerst daher weniger wirksam sind. Die Verträge von vorher gelten gewiß noch,

sie sind nicht aufgegeben, aber sie sind in vielen besonderen Fällen nicht mehr als Papier — Pergamentscheine, die hervorgeholt und geschwungen werden, wenn es einem zweckdienlich vorkommt. Es enthüllt sich die Auffassung der herrschenden Schichten — hier wie dort von der Bedeutung und Rolle der Einzelperson, der Gesellschaft, der Staaten, von der Art eines wünschenswerten Lebens als das, was sie war: allzu verschieden. Das uralte Verhängnis der Macht kam dazu.

Dies alles ist nicht überraschend; es versteht sich beinahe von selbst. Und doch wäre die Hoffnung der Besten, hinter der die Hoffnung der Völker stand, vielleicht zu erfüllen gewesen. Außergewöhnlich natürlich, wenn der gesamte Widerstand, der blutigen Nacht entsteigend, die Lehre gezogen und zu einer Aktion angetreten wäre, die in ihrer moralischen und politischen Größe der seiner eben gemachten Erfahrungen entsprach. Er brachte in ganz Europa, vom Atlantik bis an die Weichsel, bis an den Don, die Voraussetzungen mit; das Grauen über die zerstampfte, gemetzelte Menschlichkeit, die Kenntnis von den Folgen der Ueberheblichkeit, eines Wahns und eines falschen Gesellschaftssystems, die aus der Knechtschaft erwachsene Sehnsucht nach Freiheit — der einzelnen und der Kollektive —, die Forderung nach sozialer Reform und nach Sicherheit gegen Willkür und mutwilligen Tod. Eine entsetzliche Erfahrung also. Die Diktatur als höllisches Widerbild hätte den Hirnen und Herzen die wahren Vorstellungen einprägen können.

Nun, es reichte nicht aus, weil diese Hirne und Herzen durchaus nicht ganz anders waren. Es reichte über den Sieg hinaus bloß zu einem Waffenstillstand, der in seinen Ausläufern genau so lange anhalten wird, als die letzten Prozesse gegen Verbrecher und Kollaborateure noch dauern und die Forderungen auf Wiedergutmachung oder Rückgabe nicht voll erfüllt sind. Auch dieses zerlöcherte Reststück von Scheingemeinsamkeit wird über kurz oder lang in der Großregistratur von Akten zu Staub zerfallen sein. Niemand wird wagen zu behaupten, dies sei eine Grundlage für Politik — erneuernde Politik, zukunftsträchtige Politik, Politik, wie sie die Welt erwartet hat und sie an den Gräbern so vieler Hoffnungen noch immer erwartet.

## Widerstandsfronten von heute

Der europäische Widerstand — ich wiederhole es: als ein politischer Faktor von bestimmender Bedeutung, von Macht und Einfluß — ist zur historischen Erinnerung geworden. Ein gewaltiges Epos, Gegenstand für Dichter und Geschichtsschreiber. Der Mythos aber und die Organisationen, die von ihm übriggeblieben sind, spielen freilich noch eine Rolle. Sie hat seit einiger Zeit begonnen, eher gefährlich und traurig als fruchtbar und erfreulich zu sein. Denn in dem neuen Gegensatz, den sie weder zu überwinden noch auch zu überbrücken vermochten, sind die Objekte der Stärkeren, der Träger und Vorkämpfer des Gegensatzes geworden. Man benutzt den Ruhm des Widerstandes wie die Vereinigungen seiner Veteranen und der Opfer des Faschismus, die eigenen Ziele, die nicht mehr untergeordnet, sondern schon längst übergeordnet sind, zu fördern. Die neue Front hat die alte ganz und gar überlagert, obgleich der Wortschatz und die Symbole vielfach noch die gleichen sind: Kampf gegen die Tyrannei — hier des Ostens, der nach der Auffassung des Westens die Freiheit des einzelnen nicht einmal verachtet, sondern gar nicht kennt; dort des Westens, der nach der Auffassung des Ostens die arbeitenden Klassen unterdrückt und ausbeutet. Diese sagen „Antifaschismus" und zielen auf die „herrschende kapitalistisch-imperialistische Reaktion"; jene sagen „totalitäre Diktatur" und denken dabei kaum mehr an das nationalsozialistische System, sondern fast ausschließlich an den Kreml. Als Gegner hat in der Vorstellung überall der Feind von heute die Stelle des Feindes von gestern eingenommen. Keine Rede mehr davon, daß der damalige Widerstand die Plattform abgeben könnte, den gegenwärtigen Widerstreit zu überwinden. Der Widerstand, wie er jetzt auftritt, ist seinen Zielen nach ein anderer als der ursprünglich und echte Antifaschismus. Was wir erleben, sind mehrere Fronten; was wir erlebt haben, war eine Front. Truppen und Ueberbleibsel von ihr kämpfen in ihnen mit oder schlagen sich dort herum. Sie finden sich Seite an Seite mit überlebenden früheren Gegnern, die gleichfalls gespalten und auf beiden Seiten verteilt sind, ob es sich nun um aktivistische oder um mitläuferische Anhänger des gewesenen nazistisch-faschistischen Regimes handelt, die Bundesgenossenschaft innerhalb der Fronten dieses neuen „Widerstandes gegeneinander" muß sozusagen kaltschultrig — wenn nicht gar kaltschnäuzig — vollzogen werden oder Rükken an Rücken, mit widerstrebendem Sinn unter gleicher Uniform- und Parteikappen. Der SS passierte bereits seinerzeit derartiges, als Himmler, in Not geraten, grünbewinkelte kriminelle KZ-Häftlinge für seine Front einkleidete und so seiner schwarzen Elite eine anfänglich andersgefärbte anreihte. Sie konnten sich, plötzlich geeint im selben Zeug, Zaum und Ziel, schwerlich recht wohl fühlen. Wir hatten gedacht, dieses Tollste der tollen Zeit würde, zwar selbstverständlich abermals unter Hinterlassung von Leichen, wie ein Spuk vergehen, nicht aber, daß es in politischem und militärischem Landsknechtstum greuliche Urständ' feiern könnte. Da sieht man so recht, in welchen Fetzen die Front von ehedem zerrissen ist. Die Organisationen der Widerstandskämpfer haben sich dagegen als ohnmächtig erwiesen, oder ihre Leitungen haben es, sei es bewußt, sei es unbewußt — beides ist auf verschiedene Weise schlimm genug —, übersehen. Welche Bedeutung hätte sie also im politischen Sinn eines höheren, eines gemeinsamen Zieles über die schmalen eigenen Reihen hinaus?

Mehrere Umstände machten den Verfall noch leichter, als er schon wahrscheinlich gewesen war, und beschleunigte ihn. Die nichtkommunistischen Antifaschisten waren europäische Nonkonformisten, Leute, die nicht übereinstimmen. Eben deshalb hatten sie sich gegen Hitler erhoben. Eben deshalb sind sie heute gegen den Kommunismus und gegen Stalin. Sie wollen die Vielfalt der Freiheit. Wenn sie auf sie verzichten müssen, dann nur auf kurze Zeit und unter ganz bestimmten sichernden Bedingungen. Sie sind schwer zu einigen, meist bloß in äußerster Gefahr, und kaum da. Als der Kampf vorüber war, gingen sie nach Hause; denn sie sind Zivilisten, das ist ihr Ehrgeiz, ihr Ruhm und ihr wahrer Vorzug. Aber es hat in Zeiten wie der unsrigen Nachteile. Die Führung der politischen Aktivität des Widerstandes ging in der Hauptsache auf die Kommunisten über. Die stellten ohnehin das stärkste Einzelkontingent. Sie in erster Linie hatte das feindliche Brudersystem von vornherein und bis zuletzt aufs Korn genommen. Aber sie überlebten es in Lagern, in Gefängnissen und in der Illegalität auch am ehesten, trotz schweren Opfern. Denn sie sind nicht Zivilisten, halten sich niemals dafür, sie glauben und kämpfen nach den Anweisungen ihrer Generalstäbe — Soldaten des Klassenkampfes, erfahrene Kämpfer. Soldaten, die ihre Kräfte auch zu schonen wissen, wenn Bundesgenossen da sind, die Lasten tragen und Opfer bringen können. Notfalls sogar geopferte nichtkommunistische Bundesgenossen sind außerdem, berechnet man taktisch manche Lagen der Zukunft voraus, unter Umständen fehlende Gegner von morgen. Das alles haben wir im europäischen Widerstand erlebt, inmitten der Zusammenarbeit.

In dem Positionsdurcheinander, das dem Auseinanderfall der Bündnisse folgte, wurden die Organisationen reine Kampfobjekte oder sie sanken zur Bedeutung von Vereinen herab. Das war vollends das Ende jeder Möglichkeit einer überlegenen Politik urspünglich erhoffter Art, selbst wenn es die Kräfte hiefür in irgend einer beachtlichen Zahl noch gegeben hätte. Den Zustand, wie er jetzt ist, kann man, von jener Ware aus, nur als ein Trümmerfeld bezeichnen. In Frankreich sind die Verbände in zwei Lager gespalten, auch organisatorisch. Keines von beiden ist an der Front des neuen Europa; sie liefern nur nationale Trauer und nationale Glorie für das Führerkorps des politischen Heerlagers, dem sie zugehören. In Holland sind die Kommunisten eine geringfügige Minderheit, der Widerstand wird als erhabene Erinnerung gepflegt; eine aktuelle Rolle im politischen Leben des Landes spielt er nicht. In Italien hat der frühzeitige außenpolitische Wechsel, den ein Teil der Faschisten mit in die Wege leitete, und der Wirrwarr von außenpolitischem Verrat, von Kapitulationen, Uebergängen und Querbündnissen die Gesinnung und die Gemüter so durcheinandergeschüttelt, daß der neue Gegensatz zwischen der Mehrheit unter christlich-demokratischer Führung und der starken kommunistischen Minderheit, sowie die neofaschistischen Erscheinungen kaum noch dazu beitragen brauchten, das, was einmal eine klare und markante Opposition gegen Mussolinis Regime und transalpine nazistische Vorherrschaft gewesen war, zu zersplittern; sie ist daher unter die Räder geraten. In Deutschland meinten wir fast noch bis zur Mitte des vorigen Jahres, die politische Aufgabe der überlebenden Gegner des Nationalsozialismus liege infolge der besonderen Umstände hier so auf der Hand, daß die Kraft, zu ihrer Lösung Wesentliches beizutragen, erwachen müsse. Damals schrieb ich („Politik der Versöhnung", FH III/4, 321, 322): „Die Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes" (VVN) mit ihren dreihundertausend Mitgliedern in Deutschland ist, soweit ich sehe, das einzige politische Forum, wo Deutsche der verschiedensten Herkunft, Konfession und Parteizugehörigkeit auf Grund einer gemeinsam durchkämpften und durchlittenen Vergangenheit noch zusammenwirken. Der Verband hat beim deutschen Volk kein sonderlich gutes Ansehen . . . Er kann es gewinnen: wenn er sofort, jetzt, hier und heute, mit einer gesamtdeutschen Politik der Verständigung und des Rechtes für alle beginnt! . . . Sein Gesamtdeutscher Rat hat auf einer Zusammenkunft in Stuttgart beschlossen, die Linie einer solchen Politik zu beschreiten. Dazu gehört die Frage der deutschen Einheit, der Problemkreis der Zusammenarbeit mit den Besatzungsmächten, die Frage der Sicherung der geistigen und materiellen Freiheit, der vollberechtigten Eingliederung der Heimatlosen, des Lastenausgleichs, der Wiedergutmachung, der Bodenreform, der notwendigen Sozialisierung, des Austausches von Arbeitskraft auf Grundlage der Freiwilligkeit, der Heimkehr der Kriegsgefangenen . . . Zwei besonders drängende Grundfragen wurden in Stuttgart hervorgehoben, Anträge, die sie behandelten, angenommen: die Frage der in Deutschland heute bestehenden Konzentrations- und Internierungslager und die Frage der vollgültigen Eingliederung aller früheren Nationalsozialisten, die guten Willens sind, der radikalen Ausschaltung aller derer, die es nicht sind. Heute, nach abermals einem Jahr, kann ich nur sagen: Legen wir's zum übrigen.

Völlig eindeutig ist der untergeordnete politische Zweckcharakter des früheren Widerstandes in den Ländern des gesamten Ostens, einschließlich der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, in Belgien und in der Internationalen Vereinigung („Fédération Internationale des Anciens Prisonniers Politiques, ‚FIAPP'"), deren Sitz sich in Warschau befindet.

Nach allem ist der Beweis wohl erbracht, daß sich der europäische Widerstand unter den politischen Kräften, die heute den Lauf der Dinge bestimmen, nicht mehr befindet; daß aus der Hoffnung eine Illusion geworden ist.

**Das heißt keineswegs, die Organisationen seien überflüssig. Es heißt nur, daß es jetzt offenkundig ist, zu welcher Bescheidenheit, politisch gesehen, ihre Aufgabe zusammengeschrumpft ist: die Rechte ihrer Mitglieder zu wahren. Dazu gehört zum Beispiel eine gewisse Wiedergutmachung, und das ist etwas Großes, wenn es sich um Witwen und Waisen handelt. Die nächste Stufe gehört auch noch dazu: Wachsamkeit gegenüber den umgehenden Gespenstern. Viel mehr, als sie bei ihrem Namen nennen, kann der Widerstand, ziemlich bedeutungslos, wie er nun politisch ist, ohnehin nicht.**

## Widerstand war nicht umsonst

Den verbliebenen — und überdies nicht allzu selten mißbrauchten — Schein einer entschwundenen Hoffnung abtun, heißt ferner nicht, alles sei umsonst gewesen. Der europäische Widerstand gegen die Tyrannei war alles andere als umsonst. Wenn er den Lauf der Geschichte nicht ein zweites Mal wenden konnte, so hat er ihn doch einmal, und wahrlich entscheidend, gewendet; der unausdenkbare Schrecken, der hinter der Möglichkeit stand, daß Hitler und Himmler gesiegt hätten, ist der Welt durch die riesenhafte Kraftanstrengung des vereinigten, gemeinsamen Widerstandes, mag er geleistet worden sein wo immer, erspart geblieben. Die Welt ist nicht besser geworden? Sie ist nicht einmal gut. Aber ganz bestimmt ist sie in den Teilen Europas, wo wir leben und wo der Terror gehaust hat, nicht mehr so schlecht. Mir scheint, daß dies viel wert sei; wir haben nicht umsonst gekämpft und umsonst gelitten.

Es kommt aber etwas Außerordentliches hinzu. Wie sich viele Gewissen abgestumpft haben, sind viele Gewissen wachgeworden. Das bittere Ringen des europäischen Widerstandes ist heute eine Schicht Mutterboden, in dem die alten Wurzeln der Humanität unseres Erdteils neue Schößlinge trieben. Niemand kann sagen, daß sie durch Trümmer, Ruinen und Grabdecken nicht zu hohen Bäumen heranwachsen werden. Schon gibt die Literatur der Völker da und dort Gegenwartszeugnisse von der Größe des Vorganges, daß Menschen, die teuflische Unterdrücker überwanden, dabei lernten, sich selbst zu überwinden, und edler wurden als sie waren. Auch die Einsicht vieler einzelner, die widerstanden, ist größer geworden. Sie haben sich sowohl mit der Not wie mit den Notwendigkeiten verbunden und streben unablässig, zäh und geduldig — Eigenschaften, die sich in jahrelangem Warten aneignen ließen —, von Niederlage zu Niederlage sich immer wieder erhebend, das neue Europa der Zusammenarbeit, des zureichenden Wohlstandes, der Sicherheit, der Freiheit und des Friedens an. Ihr Einfluß auf die Politik ist für den, der den Blick dafür hat, allerorten sichtbar, und es sind mehr als bloße Spurenelemente; ganz besonders wirken sie im deutsch-französischen Verhältnis; von den nationalistisch gewordenen Kommunisten abgesehen, sind es vor allem hervorragende Männer und Frauen des einstigen Widerstandes, die als erste den Weg der Verständigung beschritten, so schwer es gerade ihnen fallen mußte, und sie haben seither nicht nachgelassen, zäh an der Beseitigung der Hindernisse zu arbeiten, die auf diesem Wege die gemeinsame europäische Zukunft von Strecke zu Strecke zu blockieren drohen.

## Geist des Widerstandes bleibt

Aus den Reihen des Widerstandes stammen auch jene, die niemals schweigen werden, solange sie den Mund auftun können, wenn irgendwo Schreie von Gequälten, Geknechteten, Unterjochten, Gemarterten, Versklavten zum Himmel hallen und erstickt werden, das Seufzen von Frauen und Kindern, Verlassenen und Schutzlosen. Jene, die auf die Entwicklung achthaben, die Schliche der Machthaber und Verführer beobachten, das Treiben der Seelenhändler, Interessenjäger und offenen oder versteckten Fallensteller. (Nicht zu vergessen die Drahtziehereien und Maßnahmen der echten Reaktionäre, der echten Faschisten und Militaristen, der heutigen Diktatoren, Diktaturaspiranten und ihres Anhangs!) Ich für meine Person erlaube mir, solche Avantgardisten mir zum Vorbild zu nehmen. Es geht eine große, auch politische Kraft von ihnen aus, obgleich die höhere Plattform, die wir einmal erhoffte haben, nicht zustandegekommen ist.

**Wir Kämpfer der Freiheit,**
**um ihretwillen Verfolgte,**
**werden solange nicht aufhören**
**unsere Stimme zu erheben,**
**zu mahnen, zu fordern, anzuprangern,**
**bis dieses Österreich,**
**für das unsere besten Söhne**
**litten, kämpften und in den Tod gingen,**
**in Wahrheit wieder auferstanden ist.**

# „Reynaud antwortet Churchill"

## Randbemerkungen und Richtigstellungen

Die Kunst der Geschichtsbetrachtung wird von zwei verschiedenen Menschentypen ausgeübt. Der eine versucht sich in dem riesigen Panorama von Fakten und Kausalitäten zurechtzufinden und zieht nach langem Bemühen, bedrückt von der Verantwortung, sein Fazit. Dem anderen fallen die Schlußfolgerungen wie ein Recht der Erstgeburt zu, er hat sie ganz einfach und muß nur mehr die Tatsachen um seine Ansichten gruppieren. Zwischen diesen beiden Jüngern der Historie zu unterscheiden ist nicht immer ganz leicht und man hat keinesfalls das Recht, voreilig eine Einteilung zu treffen. Worauf man jedoch immer ein Recht hat, das sind die nackten, nüchternen Tatsachen — die darf man sich nicht wegreden lassen.

Vor einiger Zeit ist nun in einer Salzburger Wochenzeitschrift unter dem Titel „Reynaud antwortet Churchill" eine Darstellung des britisch-gallischen Mißverständnisses vom Jahre 1940 und seiner Spiegelung in dem Bericht Churchills und des ehemaligen französischen Premiers gegeben worden, die nicht unwidersprochen bleiben kann. Die Arbeit scheint im wesentlichen auf den im „Figaro" erschienenen Memoiren Churchills und einer, von derselben Zeitung zwischendurch gebrachten Entgegnung Reynauds zu basieren. Es wird darin behauptet, das Churchill eine recht einseitige Darstellung des französischen Zusammenbruchs gegeben hätte. Wörtlich heißt es da:

*„Winston Churchill vermied es, gewisse Dokumente, die für den englischen Nationalstolz peinlich sind, in seine Memoiren aufzunehmen. Reynaud gibt sie preis. Sie sind sensationell!"*

Um welche Dokumente es sich da handelt, erfahren wir zunächst noch nicht, unsere Geduld wird ein wenig auf die Probe gestellt. Aber es müssen erstaunliche Dinge sein, aus denen man erstaunliche Schlüsse ziehen kann.

*„Vielleicht ist es noch mehr eine Rechtfertigung für Laval, denn für Reynaud selbst, wenn der Ueberlebende preisgibt, wie Churchill einerseits den Franzosen die Pflicht zuerkannte bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, auch für England, und wenn andererseits Roosevelt seine wahren Ansichten über die Kriegslage klar und deutlich zur Kenntnis brachte: Ein Doppelspiel."*

Und nun erfahren wir endlich auch, welches Dokument es denn war, das Churchill, schamrot, unter den Tisch fallen ließ. Es ist der Brief an Roosevelt vom 14. Juni (in Wirklichkeit trägt er das Datum 14. bis 15. Juni, wurde also wahrscheinlich um die mitternächtliche Stunde geschrieben).

*„Der Kampf kann aber eine derartige Wendung nehmen, daß die jetzigen Minister die Hebel der Befehlsgewalt aus den Händen verlieren — und die vorteilhaftesten Friedensbedingungen könnten erzielt werden, dies um den Preis einer Einverleibung in das Hitlerreich als Vasallenstaat. Ganz sicher würde eine deutschfreundliche Regierung aufgestellt werden, um den Frieden auszuhandeln, und diese könnte einer bedrückten und ausgehungerten Nation fast unwiderlegliche Begründungen für die völlige Unterwerfung unter den Willen der Nazis geben."*

Inwieweit man aus diesen nicht eben glücklich übersetzten Zeilen (Es müßte heißen „Die vorteilhaftesten Friedensbedingungen könnten um den Preis . . . erzielt werden", statt „unwiderlegbar" sollte „unwiderstehlich" gebraucht werden usw.) auf ein Doppelspiel schließen kann, ist unklar. Die Beziehung Churchills zu Roosevelt und Reynaud war eine völlig verschiedene, daraus ergab sich eben eine verschiedene Argumentation. Mit dieser Erscheinung sind wir im Alltagsleben vertraut genug: der Arzt spricht anders zu den Anverwandten als zu den Patienten, der Pädagoge muß sich bei den Zöglingen Respekt, bei den Eltern Vertrauen verschaffen, sie treiben deshalb kein Doppelspiel, solange sie nicht das Ziel, Gesundheit, Erziehung und in Churchills Fall den „Sieg" ebenfalls teilen. Aber warum hat Churchill dann den Brief verschwiegen, werden Sie einwenden! Nun, merkwürdig und voll Ueberraschungen ist das Studium der Quellen. Dieser Brief findet sich im vollen Wortlaut sowohl in den bei Cassel & Co. Ltd. erliegenden Manuskript, als auch in den Fortsetzungen der „Daily Telegraph and Morning Post", „The second World War (VolII) — XVI." Datum: 22. Februar 1949. Damit ist allerdings noch nicht widerlegt, daß Churchill die Franzosen aufforderte, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Wir sind nur etwas mißtrauisch geworden, weil um die eben widerlegte Behauptung sich der ganze Bericht des Salzburger Wochenblattes wie um eine Angel drehen läßt. Widmen wir uns also noch einen Augenblick den nüchternen Tatsachen, ehe wir die bunten Seifenblasen der Schlußfolgerungen aus unseren Röhrchen blasen.

Vorerst zur Chronologie! Wann hätte Churchill denn ein solches Ansinnen stellen können? Offensichtlich erst in einem Augenblick, da die Franzosen ihn über ihren Wunsch, aus dem Krieg zu scheiden, informiert hatten. Vergleichen wir die Kronzeugen, Churchills Bericht, Reynauds großes Buch (La France a sauvé l'Europe, zwei Bände, erschienen in Paris bei Flammarion) sowie die von Sir Charles Petric ins Englische übersetzten Tagebücher Paul Bauduins (Private Tagebücher, März 1940 bis Januar 1941, erschienen bei Eyr and Spottiswoode) und eliminieren wir alles, worin sie nicht übereinstimmen, so kommen wir zu folgenden Tatsachen: 1. Bei der Beratung am 12. Juni, zu der Churchill aus London gekommen war, hatten die Franzosen noch nicht die Bitte gestellt, sie aus der Klausel des Vertrages zu entlassen, welche sie daran hinderte, Separatverhandlungen wegen Frieden oder Waffenstillstand anzuknüpfen. Reynaud hatte vielmehr energisch betont, daß man weiterkämpfen wollte. Der englische Premier tritt bei dieser Zusammenkunft übrigens durchaus nicht als Scharfmacher auf, er verhehlt kaum, daß ihm die Niederlage des französischen Mutterlandes unabwendbar erscheint, spricht von einem Wiederaufstieg nach dem Sieg und der Nutzlosigkeit gegenseitiger Vorwürfe. Die nächste Sitzung des französischen Kabinetts fand am 15. Juni in Bordeaux statt, der Widerstandswille der Minister war inzwischen schwächer geworden, die Neigung zur Kapitulation griff stündlich um sich. Nach verschiedenen Krisen, Demissionen und Intrigen beschloß man am 16. Juni anzufragen, ob London bereit wäre, Frankreich in Ehren aus seiner Verpflichtung zu entlassen. Die Antwort traf in den Nachmittagsstunden ein: Frankreich wurde unter der Voraussetzung aus dem Vertrag entlassen, daß die französische Flotte britische Häfen anlaufe. Im übrigen wurde ersucht, dafür zu sorgen, daß es jedermann klar sei, daß die Engländer mit dem Ansuchen um Waffenruhe nichts zu tun hätten. In einem folgenden Telegramm wurde hervorgehoben, daß die gestellte Bedingung auch im französischen Interesse gelegen sei. Nach weiteren Stunden traf ein drittes Telegramm ein, dies enthielt den berühmten Vorschlag einer franco-britischen Reichsfusion. Jedoch hatte sich bereits eine neue französische Regierung gebildet, die, ohne eine einzige britische Kondition zu erfüllen, die Verhandlungen mit den Deutschen aufgenommen hatte, wovon der britische Botschafter Sir Ronald Campell am 17. Juni um 13 Uhr unterrichtet wurde. Wenn man sich also aus der geistigen Notwohnung des Klischees nicht herauswagen will, könnte man höchstens sagen, daß die Engländer bereit waren bis zum letzten französischen Schiff zu kämpfen. Daß man aber von dem gallischen Nachbar einen Heroismus verlangte, einen Heroismus zu dem man notabene selbst nicht bereit gewesen wäre, dafür läßt sich schwer ein Anhaltspunkt finden.

Dabei ist es richtig, daß die Haltung Churchills in jenen Wochen und Monaten zwiespältig war. Aber es war nicht so einfach, so daß er den Franzosen ein mutiges, den Amerikanern ein angstverzerrtes Gesicht zeigte. Der Zwiespalt lag tiefer und ging mitten durch das Herz des großen Briten. Während er einerseits bereit schien, nach einer verlorenen Feldschlacht auf englischem Boden die Insel zu verlassen, um vom Empire aus den Kampf fortzusetzen, war anderseits ein tiefes, beinahe mystisches Verlangen in ihm, sich mit dem Kampf um Großbritannien zu identifizieren und, falls er unglücklich enden sollte, unterzugehen. Aus diesem Konflikt erklären sich gewisse Widersprüche; er spricht von der Möglichkeit, die Flotte in die westliche Hemisphäre zu entsenden, gibt aber keinen Auftrag, operative Pläne auszuarbeiten. Einmal entschlüpft ihm in einem Gespräch mit einem Amerikaner ein kennzeichnendes Wort „Die Flotte? Es wird dann keine Flotte mehr geben." Womit er andeutete, daß sie sich bei dem Versuch, die Invasion zu verhindern, aufopfern würde.

Bleibt als letztes noch die Behauptung, daß Laval sterben mußte, weil er mit England gebrochen hatte. Laval hat heute unser Mitgefühl ob der sinnlosen Qual und Entwürdigung seiner letzten Stunde. Am Morgen seiner Hinrichtung unternahm er einen Selbstmordversuch — er gelang beinahe, aber die Aerzte retteten sein Leben. Dann wurde Pierre Laval, unendlich schwach, aber bei glasklarem Bewußtsein, vor das Erschießungspeleton geschleppt.

Wenn aber nun dieses Mitgefühl dazu benützt wird, um die Pille der Geschichtsfälschung zu überziehen, so muß neuerlich Einspruch erhoben werden. Laval wurde nicht wegen des Abbruchs der Beziehungen zu Großbritannien, sondern wegen der Zusammenarbeit mit dem Feind (und da kein Friedensvertrag geschlossen wurde, traf diese Bezeichnung de jure für die ganze Okkupationszeit zu) verurteilt. Dabei war diese Zusammenarbeit nicht dem verständlichen Wunsch entsprungen am Leben zu bleiben, sich nur irgendwie ans Dasein zu klammern, Lavals Rolle ging weit über solchen „vegetativen Hochverrat" hinaus. Am 30. August (so erzählt Baudouin) teilte Laval dem Kabinett mit, daß er dem Feldmarschall (Brauchitsch) den Eintritt Frankreichs im Krieg gegen England offeriert hätte. Aber Brauchitsch, damals schon tief im Spiel um die eigene Ehre verstrickt, zeigt sich verachtungsvoll noch einmal voll Männlichkeit.

„Wir brauchen Ihre Unterstützung nicht . . . und sie wäre von geringem Wert."

Heinrich Maria Waasen, London

---

**Diplomkaufmann R. Strasser:**

# Freunderlwirtschaft und verpolitisierte Wirtschaft

Wenn man die Geschichte politischer Propangada, sowie die zu allen Zeiten der Oeffentlichkeit gegenüber angewandten taktischen Beeinflussungsmaßnahmen studiert, so wird man erkennen, daß meist mit Verallgemeinerungen gearbeitet wird. Es wird also ein besonders krasser Fall herausgegriffen, verallgemeinert und als Ursache für eine allgemeine Enwicklung, die man überdies politisch auszuwerten gedenkt, ins Treffen geführt. Diese Methode wird heute angewandt, wenn kürzlich öffentlich behauptet wurde, unser ganzer Verwaltungsapparat sei deshalb so aufgebläht, weil die „Freunderlwirtschaft" ein ständiges Einstellen neuer Beamter zur Folge habe.

Es soll hier keineswegs in Abrede gestellt werden, daß man in Oesterreich bei der Besetzung von Stellen nicht immer nur nach fachlichen Gesichtspunkten vorgeht und daß häufig politische oder persönliche Beziehungen eine Rolle spielen. Es wäre aber absurd, diesen Umstand für die Hypertrophie des Beamtenapparates verantwortlich zu machen Denn unser aufgeblähter Verwaltungsapparat ist ein Erbteil, das uns das Großdeutsche Reich und sein Zentralismus hinterlassen hat, wenn auch zugegeben werden muß, daß häufig aus politischen Gründen verabsäumt wird, Agenten und Beamte abzubauen.

**Man wird schließlich um das Problem einer Reform unserer Verwaltung nicht herumkommen und es wird sich dabei zeigen, daß ein scharfer Schnitt noch immer heilsamer und auch politisch leichter zu tragen sein wird, als das Weiterschleppen einer finanziellen Belastung, die schließlich mit der Wirtschaft das gesamte Volkseinkommen vernichten und den Lebensstandard der Bevölkerung senken muß.**

In diesem Zusammenhang müssen aber noch zwei Feststellungen gemacht werden:

Erstens darf es sich dabei nicht um einen bloßen Abbau überflüssiger Agenden, beziehungsweise deren Träger handeln, wie es kürzlich in bester Absicht propaziert und in Vorschlag gebracht wurde. Eine Verwaltungsreform in Oesterreich muß vielmehr bei den Wurzeln beginnen, das heißt die Verwaltung selbst muß auf rationellen, einfachen und neuen Gesichtspunkten aufgebaut werden, sie muß dem Prinzip der Selbstverwaltung und der Freizügigkeit Rechnung tragen.

**Die Verwaltung darf nicht wie bisher Agenden an sich ziehen, sondern muß Agenden abstoßen. Sie muß schließlich mit einer geringen Anzahl von Ministerien entsprechend der geringen Möglichkeiten unseres Staates auskommen und muß dieses Prinzip auch auf die Verwaltung der Länder und Gemeinden übertragen.**

Zweitens muß man sich darüber klar werden, daß nur eine prosperierende Wirtschaft in der Lage ist, neue, nicht immer verwendbare und selten fachlich geschulte Arbeitskräfte einzustellen. Die Prosperität der Wirtschaft hängt aber weitgehend von der Durchführung der Verwaltungsreform ab, so daß wir hier vor einem scheinbar unlösbaren Widerspruch stehen. Die Lösung aus diesem Dilemma wird aber unzweifelhaft mit einem gewissen Ansteigen der Arbeitslosigkeit einerseits, beziehungsweise mit neuen Belastungen für die Wirtschaft andererseits verbunden sein. Wie schwierig aber auch immer diese Problematik sein mag und wie sehr man auch dazu verleitet ist, in diesem Zusammenhang zu verallgemeinern, so kommt man, wenn man auf dem Boden der Sachlichkeit bleibt, nicht über die Tatsache hinweg, daß die Verwaltungshypertrophie ein Erbe der deutschen Okkupation ist. Die „Freunderlwirtschaft" hat sicherlich nichts zu ihrer Beseitigung beigetragen, sie konnte aber auch nichts Wesentliches an ihrem Bestand ändern.

Gleichfalls um eine Verallgemeinerung handelt es sich bei dem häufig angewandten Schlagwort von der „Verpolitisierung der Wirtschaft". Die Kreise, die sich dieses Slogans bedienen, wissen oft nicht, daß sie sich mit seiner Anwendung im Widerspruch mit ihren eigenen Interessen befinden Sie wollen einerseits, daß ihre oft sehr einseitigen Bestrebungen unterstützt und vertreten werden und wollen andererseits jenes Instrument zertrümmern, das allein befähigt ist, ihre Existenz zu sichern. Solange aber die Dienstnehmerschaft eine bis ins Kleinste durchorganisierte und politisch schlagkräftige Einheit darstellt, so lange muß auch die Unternehmerschaft an einem gleichwertigen Instrumente bauen. Man ist sich dabei vollkommen darüber im klaren, daß diese Entwicklung oft mit Unsachlichkeiten verbunden ist, die, rein wirtschaftlich gesehen, nicht immer zulässig sind Es ist auch nicht die Schuld der Wirtschaft, daß dieses Regime in Oesterreich eingerissen hat. Die Wurzeln dieses Systems schlingen sich um die Bewirtschaftungs- und Preisregelungsgesetze, deren Durchführung sogenannten „paritätischen Vertretungen" übertragen wurde. Diese paritätischen Vertreter — oft schlecht gezahlt — hatten über Millionenwerte zu entscheiden. Ihre Verfehlungen, die jetzt laufend in Prozessen ans Tageslicht gebracht werden, belasten weniger die Person als das System.

Die Wirtschaft, beziehungsweise ihre politische und fachliche Interessenvertretung hat daher fanatisch für die Freizügigkeit gekämpft und wenn sie heute — am Vorabend der Wahlen — vor der Erreichung dieses Zieles steht, so hat sie damit sicherlich einen wesentlichen Beitrag zur Sachlichkeit und Entpolitisierung geleistet. Es kann immer nur ein Beitrag sein, weil ein Regimewechsel eine allgemeine Wandlung voraussetzt. Es wäre daher geradezu wirtschaftlicher Selbstmord, wollte man ein schlagkräftiges Instrument aus der Hand legen, während „die andere Seite" zur Verstaatlichung und Sozialisierung ruft. Diese Rufe sind deutlich vernehmbar, auch wenn sie aus taktischen Gründen hinter Schalldämpfern ausgestoßen werden.

**Die Welt der Wirtschaft ist eine Realität, sie muß mit Realitäten rechnen und politische Kräfte sind in Oesterreich Realitäten.**

Es wäre daher nicht nur weltfremd, sondern auch wirtschaftsfremd, wollte man diesen Umstand vergessen und das ganze Problem mit einer hämischen Bemerkung: „Verpolitisierung der Wirtschaft" abtun.

WIR SAGEN:

# JA

Im Parlament war im Juli großer Kehraus. Fast jeder vernünftige Antrag, jede gesunde Anregung kam von der „dreifach korrupten" OeVP.

Der jedem Einsichtigen selbstverständliche Gesetzentwurf, angesichts des baldigen Beginnes der Freiheit endlich Schluß mit allem Haß, der immer wieder nur Haß gebiert, zu machen und die Scheidung der Bevölkerung in verschiedene Kategorien endlich zu beseitigen, kam von der Volkspartei. Daß er nicht Gesetz werden konnte, da es sich um ein Verfassungsgesetz handelt und die Sozialisten in ihrer wahrscheinlich ihnen selbst nicht verständlichen Unkonsequenz jetzt auf einmal gegen den Beschluß ihrer eigenen Minister stimmten, ist sehr bedauerlich. Denn eingebracht wurde er nicht von „Mitläufern", sondern Menschen, die selber die Kerker Hitlers bis zum bitteren Ende kennenlernten. Und gerade diese Geste wäre ein gutes Omen für die Zukunft gewesen.

Die Sozialisten sind ja in Wirklichkeit gar nicht dagegen, sie lehnen das Gesetz nur deshalb ab, weil es eben die OeVP beantragt hat und diese dadurch bei den Wahlen mit mehreren Nasenlängen vor der SPOe ins Ziel laufen würde. Mit „antinazistischer Gesinnung" hat diese Stellungnahme jedenfalls nichts zu tun.

*

Das Parlament hat noch mehrere wichtige Gesetze beschlossen, die alle aufzuzählen nicht möglich ist. Eines nur soll herausgegriffen werden: Die Steuerbegünstigung für Opfer des Kampfes um ein freies, demokratisches Oesterreich. Ein altes Unrecht wird dadurch gutgemacht, und wieder war es ein OeVP-Abgeordneter, der diesen Antrag einbrachte.

*

Von den Reden, die in den letzten Wochen von Politikern gehalten wurden, verdient eine, die Kanzler Figl anläßlich der 700-Jahr-Feier der Stadt Waidhofen a. d. Ybbs hielt, festgehalten zu werden, weil sie der Ideologie des Freiheitskämpfers und des politisch Verfolgten entspricht:

„Die Entscheidung, ob abendländische, d. h. christliche Kultur weiter bestehen soll oder ob die Völker unseres Kontinents in der Sklaverei versinken sollen, fällt in Oesterreich.

Wir haben in den letzten zehn Jahren zur Genüge erlebt, was es heißt, unfrei zu sein, deshalb lieben wir die Freiheit und unser wiedererstandenes Vaterland um so heißer ... wenn wir die Jahre der Knechtschaft durchgehalten haben und auch in der Zeit des Ringens um die Freiheit nicht eine Minute schwach geworden sind, so deshalb, weil wir uns unserer Verantwortung dem Christentum gegenüber stets bewußt waren."

Mit diesen Worten hat ein Kanzler, der selbst das KZ erlebt hat, mit wenigen Worten umrissen, was die Gefährten des gemeinsamen Leidens aus jenen Tagen als Programm auf ihre Fahnen geschrieben haben.

## Glossen zum Zeitgeschehen

Die Pariser Konferenz der Außenminister hat das Barometer der internationalen Politik wieder gewaltig steigen lassen, so daß die „Großen" der Welt, wie sie sich selbst in aller Bescheidenheit nennen, die schwüle Luft ihrer Staatskanzleien und der Konferenzsäle mit der weit angenehmeren Atmosphäre der Krim oder Riviera, Floridas oder Brightons vertauschen können.

In Oesterreich ist allerdings auch noch Mitte Juli sogut wie nichts von politischer Ferienstimmung zu merken gewesen, abgesehen davon, daß die Flut der Sonntagsreden auf ein sommerlich erträgliches Maß zurückgegangen ist. Sonst wird noch eifrig gearbeitet, im Parlament, in den Ministerien — vor allem dem Finanzministerium! — noch mehr aber in der Wasagasse und Löwelstraße ...

*

Gerüchtweise verlautet, daß die Sanitätsbehörden bereits intensiv an einem Plan arbeiten, den faulen Gestank in der Umgebung der beiden marxistischen Parteizentralen durch neuzeitliche Desinfektionsmittel zu zerstreuen. Die alten Schlager, die dort angesichts der bevorstehenden Wahl ausgegraben werden, sind schon an und für sich im Verwesungsstadium, die heiße Sonne, die sie jetzt aber noch bescheint, macht sie zu einer wahren Plage für eine ganze Stadt und ein ganzes Land.

Wo man auch hinsieht, nicht ein weißer Fleck zeigt sich am roten Himmel. Es knistert überall im Gebälk, aber über die Verfaultheit und Morschheit soll ein marxistisches Grabtuch gelegt werden. Und ins Grab sollen auch alle anderen, die Gesunden, mitgezogen werden.

Der Lebenswille ist jedoch noch zu jeder Zeit stärker gewesen als die Kräfte der Zerstörung. Und die Marxisten müssen wie Mephisto von sich sagen, sie seien zwar der böse Geist, der stets das Böse will, aber doch das Gute schafft. Denn der Erfolg ihrer Politik ist doch nur eine festere, engere Sammlung all derer, die leben, und zwar in einer freien, gesunden Luft leben wollen.

Ihr seht dies im Parlament, in der anhaltend günstigen Entwicklung, die nicht mit den beiden marxistischen Parteien, sondern meist nur gegen ihren Willen durchgesetzt werden konnte, ihr seht dies nicht zuletzt am Kongreß der christlichen Jugend in Hofgastein.

Dort ist wirklich Europas Zukunft versammelt gewesen. Diese Jugend der Parteien, die in einem Großteil Europas tonangebend sind, richtet den Blick nur vorwärts. Sie will nur an der Zukunft bauen, nicht in der Vergangenheit stieren. Und darum wird ihr, wird uns der Erfolg beschieden sein. Und damit auch eine schöne, nicht durch einen roten Vorhang verdunkelte Zukunft.

## Um dreißig Silberlinge ...

Es fällt auf, daß sich der „Neue Mahnruf" in fast jeder seiner letzten Nummern mit der OeVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten, beziehungsweise mit dem Verbandsorgan „Der Freiheitskämpfer" beschäftigt. Im Grunde genommen könnte uns dies gleichgültig sein. Wir wissen nicht, ob der „Neue Mahnruf" an Manuskriptmangel leidet und nun, was ja naheliegt, genötigt ist, einen bestehenden KZ-Verband einer anderen Richtung anzugreifen, um seinen Lesern eine dürftig aufgemachte Sensation zu bringen; man kann auch verstehen, daß der „Neue Mahnruf" alles tun wird, um die Konkurrenz, und das ist unser Verband nun einmal für ihn, anzugreifen, wann es immer geht. Und es geht bei jeder Nummer, wenn genügend Platz vorhanden ist und sich eine willige Feder findet. Daß diese Angriffe von vornherein zum Mißlingen verurteilt sind, liegt in der Natur der Sache und kann uns nicht weiter verwundern. Höchstens die Artikelschreiber vom „Neuen Mahnruf". Aber das ist wieder deren Angelegenheit und kann uns nicht weiter interessieren.

Was uns aber interessiert, sind nicht die Verdächtigungen, kleinlichen Angriffe und mehr oder weniger explosiven Propagandageschosse, die mit viel Lärm und wenig Wirkung gegen uns geschleudert werden, sondern — und auch dies nur in einem speziellen Fall — die Informationsquelle, die den Angriffen gegen die OeVP-Kameradschaft zugrundeliegen.

In dem Artikel „Hinter den Kulissen der OeVP-Kameradschaft" (Juni-Nummer 1949) bringt der „Neue Mahnruf" eine detaillierte Aufstellung der Auflagenhöhe unseres Verbandsorganes, die zwar nicht ganz aktuell gehalten ist, deren Erstellung aber immerhin eine gewisse Vertraulichkeit — wenn schon nicht mit den gegebenen, so doch mit den vergangenen Verhältnissen zugrundeliegt.

„Der neue Mahnruf" hat sich von seinen „Enthüllungen" bestimmt mehr versprochen, als sie tatsächlich für uns bedeuten. Wir von der OeVP-Kameradschaft legen nun einmal keinen Wert auf „Masse". Das kann ruhig jeder wissen. Wir sind die ersten, die Opfer auf uns genommen haben, und werden auch die letzten sein, die gewillt sind, solche um unserer Idee willen auf uns zu nehmen. Auch das kann jeder wissen. Und daß das Opferfürsorgegesetz novelliert wurde, ist wiederum ein Verdienst der OeVP — denn wir haben 85 Mandate. Aber das weiß schließlich jeder — sogar jene, die so tun, als ob ...

Wir wissen genau, wer den „Neuen Mahnruf" zu seinem Artikel „Hinter den Kulissen der OeVP-Kameradschaft" inspiriert hat. Es gibt aufrechte Männer und es gibt charakterlose Kümmerlinge, über die man besser nicht redet. Es lohnt sich nämlich nicht ...! Indiskretionen kleiner Verräter machten sich noch immer schlecht bezahlt. Die berüchtigten dreißig Silberlinge allein tun es nicht ...

Jedenfalls wünschen wir viel Glück und hoffen nur, daß der „Neue Mahnruf" nicht eines Tages dieselben Erfahrungen machen wird wie wir.

## Die „armen" Nerven

Es muß mit den Nerven unserer Mitmenschen doch nicht allzu schlecht bestellt sein. Man hört zwar immer wieder die Leute über die „schlechten Nerven" klagen, andernfalls aber brauchen so und soviele einen gruseligen „Nervenkitzel", um auf ihre Kosten zu kommen. Die Theater stehen zwar permanent leer (im Sommer könnte man es ja noch verstehen, aber im Herbst und Winter ist es auch nicht anders), die guten Konzerte besucht kein Mensch — wozu auch, wo Wien ohnedies schon als Musikstadt in der ganzen Welt bekannt ist ... dafür aber drängen sich die Massen sensationslüsterner Zuschauer, wenn ein Mann mit der Maske seine Partner abwürgt, oder „Damen", die auch Wert darauf legen, solche zu sein, im Zirkus freistilringen.

Als der Seiltänzer über dem Donaukanal abstürzte, waren Tausende versammelt, um sich dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen — wie viele von diesen Tausenden, die mit ihrer Sensationslust einen Menschen zu seinem waghalsigen Tun auf das Seil trieben und mitschuldig an seinem Tod sind — wie viele der gleichen Menschen, frägt sich, wären gekommen, wenn statt dem Seiltänzer die Philharmoniker eine Vorstellung gegeben hätten?

Die Sensation um jeden Preis — der Nervenkitzel auf Kosten von anderer Leben — gehört zu dem traurigen Erbe, das uns der vergangene Krieg hinterlassen hat. Es wäre langsam Zeit, wieder in eine normale Lebensform zurückzufinden. Nervenkranke gehören in eine Heilanstalt — und Leute, die frei herumlaufen, haben die Pflicht und Schuldigkeit, sich wie normale Menschen zu benehmen.

P.

WIR SAGEN:

# NEIN

Die SPOe hat jetzt wirklich Sorgen. Sie, die gegen die Besprechungen von Oberwies losdonnerte, als ob der Teufel selbst dabei geboren worden wäre, muß vielmehr ihr ganzes Augenmerk darauf richten, die direkten Nachfahren der NSDAP solange aufzupäppeln, bis sie wieder auf eigenen Füßen stehen können.

Wer es nicht glauben will, hätte sich die Kraus-Versammlung ansehen oder anhören müssen. Es hätte ihm freilich niemand verübeln können, wenn ihm dabei schlecht geworden wäre.

Ihr hättet sie sehen müssen, die Schützlinge des Herrn Innenministers. Selbst Hitler hätte seine Freude daran haben können. Und die Sorgen, die diese Herren haben, die aber alles besser wissen und alles bestimmt besser gemacht hätten, wäre ihnen nur die Möglichkeit gegeben gewesen!

Wirklich, ein erhebendes Bild, als der neue Führer die eminent wichtige Forderung aufstellte, in die Schulzeugnisse statt des Wortes „Unterrichtssprache" wieder „Deutsch" zu setzen. Daran hängt wirklich die Zukunft Oesterreichs, kann man nur sagen! Und wie die ehemaligen Braunhemden, diesmal wieder in ihrer Vor-Goldfasan-Tracht, in Lederhosen und weißen Stutzen, diese staatspolitisch höchst wichtige Forderung mit tosendem Gebrüll aufgenommen haben.

*

Und ist es nicht auch eine indirekte Folge dieser wahnsinnigen Ideen einer sozialistischen Wahlpolitik, wenn sich Lausbuben wieder die Frechheit herausnehmen, Hakenkreuze an die Wände zu schmieren? Was für den Kraus recht ist, muß auch für uns billig sein, ist ihre logische Argumentation.

*

Wenn aber die SPOe glaubt, daß sie diese destruktive Politik, zu der sie sich jetzt entschlossen hat, dadurch parallelisieren kann, daß sie eine Figur aus dem politischen Panoptikum hervorholt und gegen sie die Hochverratsanzeige erstattet, solcherart beweisend, daß sie antifaschistisch sei, so kann man ihre Geistesarmut nur bedauern. Daß aber die Sozialisten mit der Politik, die sie der Bevölkerung unmittelbar vor der Wahl präsentieren, nichts anderes erreichen, als der Konkurrenz in der Wasagasse ungeheuer viel Arbeit zu ersparen, ist heute schon dem einfachsten Arbeiter klar.

*

Die Kommunisten wieder sind voll damit beschäftigt, durch „Enthüllungen" von ihrer eigenen Korruption abzulenken. Oder meinen sie, die Bevölkerung habe schon vergessen, daß einer der größten Autodiebe der Nachkriegszeit, der schon seit einem halben Jahr im Grauen Haus sitzt, in mehr als vertraulichen Beziehungen zum ZK stand!?

*

Heute spricht jeder von der „Freiheit". Das Wort ist große Mode geworden. Viele, die sich in den Jahren der Unfreiheit als Sklaven des Dritten Reiches fühlten, lassen heute das Wort „Freiheit" wie ein wohlschmeckendes Bonbons auf den Lippen zergehen. Aber das Wort bleibt auf den Lippen und geht keinesfalls in die Tiefe — zum Herzen. Ist es nicht gerade paradox, daß man jene, die jahrelang für die Freiheit kämpften und litten, heute beiseite schieben will und daß man vom KZlertum als überholt spricht, daß man den breiten Massen einreden will, seine Zeit wäre vorüber — und dies von Menschen, die allen Grund hätten, zu schweigen und schweigend im Hintergrund zu stehen, weil gerade ihr Handeln in den vergangenen Jahren der Unfreiheit alles andere als patriotisch war. Man möge sich allerdings nicht täuschen, nicht auf die lautesten Schreier kommt es an — und damit, daß diese heute, lange nachdem andere in aller Stille gehandelt haben, sich laut in den Vordergrund drängen, ist noch lange nichts geschehen ... zumindest für die Freiheit, für welche die anderen litten und kämpften, lange bevor sie ihr politisches Talent entdeckten, haben sie nichts getan — und dies sei festgehalten.

# Freiheitskämpfer KULTURSPIEGEL

## Die Opfer der Kulturkrise

Unter „Kulturkrise" verstehen wir nicht die schwierige und problematische Lage, in der sich unsere abendländische Kultur gegenwärtig befindet. (Diese Dinge aufzuzeigen, bedürfte es einer ausgedehnten Studie, eines ganzen Buches etwa vom Format des Spenglerschen. Auch haben, meiner Meinung nach, solche theoretischen, deliberierenden Betrachtungen wenig Sinn, wenn man nicht gewillt ist, die Konsequenzen aus dem Erkannten zu ziehen.) Sondern wir meinen die materielle Notlage, in welcher sich unser Kulturleben befindet, und zwar sprechen wir von Kultur nicht als von etwas Abstraktem, sondern meinen in erster Linie ihre Träger, die sogenannten „Kulturschaffenden". — Die diesbezüglichen Verhältnisse in Oesterreich sind bekannt. Jedermann weiß, daß der Universitätsprofessor wesentlich schlechter gestellt ist als ein ungelernter Bauarbeiter, daß die junge Graphikerin ein bescheidenes Dasein fristet, wenn sie sich mit der im gleichen Hause wohnenden Schneiderin vergleicht, daß der Metteur und der Setzer in einem Verlagsunternehmen höhere Gehälter beziehen als der neben ihnen arbeitende Redakteur, welcher die Artikel schreibt und den geistigen Teil der Arbeit leistet.

**Dieser Zustand, so sehr wir ihn als bekannt voraussetzen können, darf niemals als ein endgültiger von uns akzeptiert werden. Er ist traurig und beschämend, zumal wir wissen, daß es anderswo nicht so ist und wir der Ueberzeugung sind, daß es auch bei uns nicht so sein müßte.**

Daß diesem Uebelstand nicht von heute auf morgen beizukommen sein wird, da er breiteste Kreise umfaßt und betrifft, darf uns nicht hindern, das Problem im Auge zu behalten.

Die Leistungen der Kulturschaffenden sind schwerer zu erkennen und zu bewerten als die anderer Berufe. Auch spielen bei der Minderbewertung der geistig Schaffenden nur zu oft psychologische Gründe eine Rolle: das Ressentiment des Nicht-geistig-Schaffenden, der etwa ins Treffen führt, daß allein die körperliche Arbeit, die wirklich entlohnenswerte, weil viel „schwerer" sei. Auch wird, was der Künstler schafft, leichter und öfter durch minderwertige Leistungen — „Kitsch und Schund" — diskreditiert, als etwa das Werk des Handwerkers, da die betreffenden Maßstäbe, auch die Einrichtungen und Körperschaften zur Feststellung einer Minderwertigkeit und damit zur Wahrung der Standesehre fehlen. — Im Unterschied zu den anderen Erwerbstätigen ist der Kulturschaffende manchmal Initiator und Produzent in einem und trägt als solcher das Risiko beider Teile. Ist er es nicht, so muß er sich mit einem kapitalstarken Teilhaber verbinden, mit dem er dann freilich nur selten den Gewinn teilt, was umso härter ist, da er nicht die Vorteile des Festentlohnten hat (Sicherheit bei Erkrankung, bezahlter Urlaub usw.). Ein weiterer Nachteil ergibt sich für ihn daraus, daß seine Arbeitsmühe = Arbeitszeit nur zum geringsten Teil im fertigen Produkt sichtbar ist. Vorstudien, Materialsammlungen usw. sind nur einem kleinen Kreis Sachverständiger sichtbar und werden, wenn schon wahrgenommen, nicht entsprechend vergütet. Dagegen ist der Schutz des geistigen Eigentums auf dem Gebiet des Kulturschaffens schwieriger als auf einem anderen.

**In Zeiten eines Ueberangebotes von Kulturleistungen ergibt sich, daß das Geringe und Minderwertige den Leistungen von Qualität mehr Konkurrenz zu machen vermag als auf anderen Gebieten.**

Hier ist es leider nicht so, wie etwa in der freien Wirtschaft, wo mit der Zeit schließlich doch die bessere Leistung und Ware über die geringere triumphiert, denn der Leistungstüchtige ist nicht auch immer der Erfolgstüchtige, da für ihn die Labilität und Empfindlichkeit seiner Konstitution, welche oft Begleiterscheinungen etwa des künstlerischen Schaffens sind, beim Durchsetzen und Auswerten seiner Leistung zum Hindernis werden.

Schwerwiegend, besonders in der Gegenwart, wirken sich gewisse Veränderungen auf der Seite jener aus, welche in besonderem Maße dazu bestimmt erscheinen, Kulturgüter aufzunehmen und ihren Hersteller zu entlohnen. Auf die soziologischen Umschichtungen ist wiederholt hingewiesen worden, und ohne dem Verschwinden der Höfe, des Adels, des „gehobenen Bürgertums" nachtrauern zu wollen, können diese Veränderungen kaum hoch genug eingeschätzt werden. Auch kann in unserer Zeit von einem privaten Mäzenatentum, welches vor allem im 19. Jahrhundert einen wichtigen Rückhalt für Künstler und Gelehrte bildete, kaum mehr gesprochen werden. Den Kreisen aber, welche geneigt wären, für Kunst und Kultur höhere Aufwendungen zu machen, ist durch Verringerung des freien Einkommens, durch Teuerung und hohe Steuern diese Möglichkeit genommen.

**Durch die veränderte und erhöhte Wertung anderer Gebiete, etwa des Sports, wird außerdem die kulturaufgeschlossene Jugend von wertvolleren Darbietungen abgelenkt.**

Gerade der Nachwuchs hat auch ein sehr lebhaftes Gefühl für Machtgegebenheiten, für Ansehen und Einfluß von Gruppen und Personen, und die Anziehungskraft der kulturellen Berufe, die mit den Mächtigen, den Verdienern und Unternehmern, nicht konkurrieren können, wird bedeutend gemindert. Wichtig ist auch der Wegfall des sogenannten „Antizipationsprestiges": die Zukunftschancen und ihre positive Bewertung, etwa im Verwaltungsdienst, in der Diplomatie oder in der Offizierslaufbahn, wo man schon im Anfänger den „kommenden Mann" schätzt und favorisiert. Den angehenden jungen Künstler dagegen betrachtet man eher mit Mitleid und gibt ihn gleichsam von vornherein für verloren, da man in Zukunft eher mit noch größeren Schwierigkeiten als mit einem perikleischen Zeitalter rechnet.

Ein weiteres psychologisches Moment ist in Zeiten der Not von Bedeutung und bis zu einem gewissen Grade begreiflich: daß man nämlich eher die Oeffentlichkeit für die Abstellung materieller Notstände, etwa der Wohnmisere und einer ungenügenden Ernährung gewinnen wird als für Künstlerhilfe. Auch macht sich bei der Auswahl und Bewertung zu fördernder künstlerischer Leistungen das Fehlen objektiver Wertmaßstäbe störend bemerkbar, weswegen subventionierende Stellen leicht das Opfer der Verdächtigung wegen Parteilichkeit und Cliquenwirtschaft werden. Während auf anderen Gebieten solche Subventionierungen in der Regel nicht auffallen und die Oeffentlichkeit nicht interessieren, spielt sich die Hilfeleistung für Kulturschaffende, insbesondere für Künstler, meist öffentlich ab und unterliegt damit von vornherein in höherem Maße der Kritik der Oeffentlichkeit. (Denken wir nur an die Vergebung öffentlicher Bauaufträge, an die Prämiierung von Denkmalentwürfen, Bildern, Musikwerken, Romanen usw.)

Alle diese Momente müssen mitbedacht werden, wenn man auf Abhilfe sinnt, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Fördernden, auf diesem Gebiet Fehler und Mißgriffe zu vermeiden, um nicht die ganze Aktion vor der breiten Oeffentlichkeit zu diskreditieren, von deren Anteilnahme ja letzten Endes doch der dauernde Erfolg abhängt.

**So wie die Dinge gegenwärtig liegen, insbesondere durch die schwere finanzielle Belastung von Staat, Ländern, Stadt und Gemeinde, ist eine wirkliche Hilfe nur auf breiter Basis möglich.**

Wichtige Vorarbeiten auf diesem Gebiet wurden bereits geleistet, etwa durch den Zusammenschluß der wissenschaftlichen Verbände im Notring, dessen Arbeitsgemeinschaft etwa 40.000 bis 50.000 Mitglieder umfassen wird und damit eine auch zahlenmäßig starke Organisation darstellt. Von besonderer Bedeutung ist auch die Zusammenarbeit des Notringes der wissenschaftlichen Verbände mit anderen gleichgerichteten Einrichtungen, etwa dem Oesterreich-Institut oder dem Institut für Kunst und Wissenschaft. Sie alle aber bedürfen der Unterstützung durch die Presse, um die Oeffentlichkeit für ihre Ziele zu gewinnen.

Durch einige Streiflichter auf das eine oder andere Teilgebiet seien die wirklichen Schwierigkeiten auf dem Gebiet des Kulturschaffens demonstriert. Besonders ungünstig liegen die Dinge auf dem Gebiet der Veröffentlichungen wissenschaftlicher Werke für den einzelnen Forscher und für unsere Gelehrten-Gesellschaften. Die bekannten und vielfach kommentierten Absatzschwierigkeiten auf dem Buchmarkt haben zur Folge, daß die österreichischen Verleger sich nur zur Publikation jener Werke entschließen können, deren Absatz soweit gesichert ist, daß zumindest die Herstellungskosten gedeckt sind. Dies ist und war bei wissenschaftlichen Werken nur ganz ausnahmsweise der Fall. So kommt es, daß wichtige wissenschaftliche Werke, deren Publikation nicht nur im Interesse der einheimischen Wissenschaft und Wirtschaft, sondern auch der Weltgeltung Oesterreichs lägen, in den Schubladen der Gelehrten verstauben und durch entsprechende Publikationen des Auslandes überholt werden. Will ein österreichischer Wissenschaftler heute publizieren, so muß er sich die Druckkosten oft selbst vom Munde absparen — oder aber, er versucht, was auch nur in seltenen Fällen möglich und sehr erschwert ist, sein Werk im Ausland zu veröffentlichen, was auf jeden Fall einen gewissen Prestigeverlust, meist auch eine große Verzögerung bedeutet.

**So besteht die Gefahr, daß die österreichische Wissenschaft abstirbt und der Enthusiasmus der Forscher sehr gemindert wird, denn diese Uebelstände sind alle nur bis zu einem gewissen Grade zu ertragen.**

Einiges Aufsehen hat in der Oeffentlichkeit die Notlage gemacht, in die plötzlich eines unserer besten und größten Orchester geraten ist, dem man unannehmbare Bedingungen stellte, damit die laufende und unentbehrliche Suventionierung weiterhin bewilligt würde. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, von welcher Bedeutung als kultureller Aktivposten die österreichische Musik im In- und Auslande ist, doch möge man über dieser Erkenntnis auch die soziale Not der Träger dieser hohen Kunst, der ausübenden Musiker, nicht vergessen, die in zahllosen Proben die Standardaufführungen im Laufe der Saison vorbereiten, dann — wenn andere Leute auf Urlaub gehen — ein anstrengendes 14tägiges Musikfest mit zahlreichen neu zustudierenden Werken bestreiten, und anschließend — um die nackte Existenz kämpfend — auf ihren Urlaub verzichten müssen und als Wanderorchester in den verschiedenen Festspielstädten mitwirken, um dann schließlich, bevor die Konzertsaison im September wieder beginnt, noch auf Auslandstourneen gewisse Reserven zu verdienen. Die Hilfe, die diesem Orchester zuteil wurde, ist eine provisorische. Nur eine erhöhte Steuer für Freistilringen, Kinoabgaben und der Kulturgroschen können hier dauernde Abhilfe schaffen. Vor allem aber eine vernünftige Steuergebarung. Und hiervon noch ein Wort.

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Untersuchung sein, unser Kultursteuersystem einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Nur an einem kleinen Beispiel seien seine Mängel demonstriert. Vor dem Schreiber dieser Zeilen liegt die Honorarabrechnung, welche ein „Kulturschaffender" für einen wissenschaftlichen Vortrag in einem öffentlichen Institut erhalten hat. Das „Honorar", auf dem Abrechnungszettel bereits als „Spesenbeitrag" bezeichnet, beträgt 20 (zwanzig) Schilling, ein Betrag, für den ein Handwerker oder Arbeiter lediglich ein paar Griffe zu machen geneigt wäre. Aber das betreffende Institut konnte nicht mehr zahlen, und soweit gut . . . Unterhalb dieser Summe aber findet sich der Vermerk: „abz. 9 Prozent Steuer = S 1.80.

Und das ist — so gering der Betrag sein mag — prinzipiell nicht mehr in Ordnung, zumal es sich bereits um „Spesen" handelt.

**Diese Art der Besteuerung hat bewirkt, daß jeder, der zusätzlich wissenschaftliche, kulturelle oder künstlerische Arbeit leistete, von der Steuerbehörde dafür nicht etwa geschont, sondern geradezu bestraft wurde, und wenn jemand im Begriffe war, einen Auftrag zu übernehmen, mußte er sich mit Recht fragen, ob er es sich wird leisten können . . .**

Hier wurde bereits durch das neue Steuergesetz einige Abhilfe geschaffen. Wir können nur wünschen, daß die Opfer der Kulturkrise diese Reform noch erleben und daß ihnen im ausgeführten Sinne bald Hilfe wird.

Hannes H. Lärchner

## Neue Bücher

Hans Huemer: **Oesterreich 1933 bis 1938. Der Abwehrkampf eines Volkes.** Oesterreichischer Verlag. 188 Seiten, broschiert. Preis S 14.—.

Die Stärke dieses Buches liegt in seiner Objektivität, die sachlich und rein wissenschaftlich nachzuweisen vermag, daß es nicht Oesterreich war, das sich 1938 aufgab, sondern daß die Katastrophe am Vorabend des zweiten Weltkrieges von außen her kam.

Es ist dem Verfasser zweifellos gelungen, ein Stück österreichischer Geschichte aus dem Blickfeld der österreichischen Ereignisse heraus einzufangen und unserm Verständnis nahezubringen. Blendend dabei die Diktion des Buches, sein Stil und seine Sprache. Authentische Tatsachen, wissenschaftliche und historische Berichte lesen sich so spannend wie man es kaum bei einer sachlichen Darstellung der Ereignisse vermuten würde. Die Jahre 1933 bis 1938 sind damit dem historischen Dunkel entrissen und es mag wohl keinen aufrechten Oeterreicher geben, der dieses Buch nicht bedarf, wenn er sich über die Rolle, die sein Land und im Zusammenhang damit ganz Europa bis 1938 spielte, auch wirklich klar werden möchte.

*

Dr. Alfred Kasamas: **Programm Oesterreich.** Oesterreichischer Verlag, 1949, 240 Seiten, broschiert. Preis S 12.—.

Das Buch, das Werden und Wollen der Oesterreichischen Volkspartei, die Grundzüge ihrer Politik, das Wesen des Solidarismus in plastischer Form behandelt, ist ein unentbehrlicher Behelf für alle, die in irgend einer Form — sei es in den Reihen der OeVP selbst, sei es im Rahmen der österreichischen Politik — am politischen Geschehen unserer Tage teilnehmen. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Programm für alle, die da den guten Willen haben, eine friedliche und gesicherte Zukunft aufzubauen.

# Ist Österreich lebensfähig?

Unser altes Vaterland umfaßte bis 1918 ein Flächenausmaß von weit über sechshunderttausend Quadratkilometer, auf denen zwölf Kleinvölker eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bildeten. Auf dem Raum zwischen Czernowitz und Cattaro bot es 56 Millionen Menschen Obdach, die, innerhalb des Alpen-, Sudeten-, Karst-, Karpathenbogens geborgen, durch Jahrhunderte in einer riesigen natürlichen Festung lebten, deren Eckbastionen Tirol, Böhmen, Bosnien, Siebenbürgen sich schützend flankierten. Dieser gigantische Raumstaat war aber auch eine wirtschaftliche Einheit, innerhalb welcher sich die einzelnen Teile wechselseitig ernährten, ergänzten und Kolonien überflüssig machten. Es war oft Bollwerk nach Ost und West (Napoleon, Franz I., Louis XIV.), und nicht selten gegen Norden (Gustav Adolf, Moritz von Sachsen, Bismarck, Friedrich II. von Preußen). Wirtschaftliche, militärische und politische Harmonie brachten im ganzen mittleren Donauraum einen Menschentyp hervor, der, aus vielen Elementen gemischt, in seiner Solidität, Brauchbarkeit, sittlichen Sauberkeit, Menschlichkeit einzigartig war auf dem Kontinent. Dieses Kunstwerk, an dem ganz Europa mitgeformt hatte, das aus der Zusammenarbeit des ganzen Erdteils geboren war, zerbrach 1918, weil wir und Europa seiner nicht mehr wert waren. Da man die Brücke abbrach, die Synthese zerstörte, die Ost mit West verbunden, Nord und Süd ausgeglichen, fehlt der verbindende Faktor und prallen die Gegensätze brutal aufeinander. Was blieb, ist die Ruine des untergegangenen und der Modellkern des noch nicht aufgegangenen Abendlandes: unser verkleinertes, aber keineswegs „kleines" Oesterreich.

Dieses legendäre versunkene Reich lebt in vielen Herzen weiter, jedoch nicht in der überalterten zentralistischen Form, wie sie unter Franz Josef bestand. Denn weder Prag, noch Pest, noch Agram würden auf ein jahrzehntelanges staatliches Eigenleben verzichten, das eine andere Jugend formte. Wohl werden die Gesetze der Gebirge und Stromläufe auch weiterhin ihre zwingende Kraft behalten, aber gerade sie predigen den versäumten Föderalismus, der sich zunächst nur in wirtschaftlichen Annäherungen offenbaren wird.

Der Alpenösterreicher freilich hat seine große Zeit nicht vergessen. Sie blendet seinen politischen Blick sosehr, daß er übersieht, daß Oesterreich jahrhundertelang, große Jahrhunderte seiner Geschichte, nicht größer war als das heutige angeblich „kleine", daß es im Gegenteil viel kleiner war. Oesterreich hatte unter den Babenbergern die Waage europäischer Entscheidungen fest in der Hand, da es unter Leopold dem Heiligen nur Niederösterreich, unter Leopold dem Glorreichen überdies die Steiermark umspannt. Den Oesterreichern von Akkon, Walthers von der Vogelweide und Liechtensteins war Oesterreich kein „kleines", es herrschte vermittelnd zwischen Ost-Rom und West-Rom, es gebot am Olymp und führte Kaisertöchter heim. Das viel zu gering geschätzte Privilegium minus des Kaisers Friedrich Barbarossa gab ihm ein staatliches und wirtschaftliches Eigenleben und bis zur Erwerbung Böhmens und Ungarns war es wiederholt der archimedische Punkt, von dem aus Max I. und Karl V. die Welt aus den Angeln heben wollten. Das Selbstbewußtsein des Oesterreichers wurzelte in der von Rudolf dem Stifter, einem der genialsten Fürsten des Mittelalters, ausgesprochenen Erkenntnis, daß Oesterreich Herz und Schild, Vormauer und Zentralmittelpunkt des Abendlandes sei! Ein solch selbstbewußtes, in sich beruhendes Volk vermochte die schwersten Belastungsproben zu bestehen, die nicht geringer waren als die heutigen.

Was die geographische „Kleinheit" betrifft, so ist Oesterreich mit seinen 84.000 Kilometern zweimal so groß wie die Schweiz. Niemand in diesem Land spricht von der „kleinen Schweiz". Niemand in Belgien, Holland, Dänemark, die kleiner sind. Niemand dort findet sich anschlußbedürftig. Die Rohstoffe, die der Oesterreicher in seinem Lande findet, sind größer als die der Schweiz oder Dänemarks, ja mancher gerühmter Großstaaten. War es nicht der Erzberg, der Göring so lockte! Niemand in der Schweiz oder in Belgien behauptet, daß diese Länder nicht „lebensfähig" sind. Auch der Oesterreicher hat es nicht erfunden. Dieses Schlagwort von der angeblichen „Lebensunfähigkeit" Oesterreichs und vom „Wasserkopf Wien" stammt von gewissen Kreisen Berlins, die den „Anschluß" vorbereiteten und den Marsch auf Bagdad und — Stalingrad! Es war ein Propagandaschlager ohne jede Lebensberechtigung.

Was nun die von den Feinden der österreichischen Nation propagierte „Lebensunfähigkeit" unseres Staates betrifft, so gibt es einen schlagenden Beweis für das Gegenteil: Nach der gigantischen Aufbauleistung der Ersten Republik, die noch lange nicht gewürdigt wurde und an der das ganze österreichische Volk teilnahm, der Arbeiter ebenso wie der Bauer, Beamte, Gelehrte und Techniker, konnte die Oesterreichische Nationalbank 1937 vor Hitlers Raubangriff auf einen Goldschatz vor 243 Millionen Schilling hinweisen. Das war zehnmal so viel als die deutsche Golddeckung. Da jedoch Deutschland neunmal soviel Einwohner hatte, so betrug das Verhältnis eins zu neunzig! Das sah gar nicht nach „Lebensunfähigkeit" aus. Wenn die Weltwirtschaftskrise in den dreißiger Jahren auch vor Oesterreich nicht haltmachte, so schüttelte diese manchen Großstaat schwerer, vor allem Deutschland selbst, das außerdem einen heftigen „brüderlichen" Wirtschaftskrieg gegen den sogenannten „zweiten deutschen Staat" führte! Immerhin hatte in diesem „Staat wider Willen" (das Wort stammt von einem österreichischen Hochschullehrer für Geschichte, der für dieses „patriotische" Wort extra bezahlt wurde!) jeder Arbeitslose besser zu leben als ein Schwerarbeiter des Dritten Reiches! Unser Schilling hieß „Alpendollar". Wir haben in unserem Lande genug wirtschaftliche, handelspolitische Reserven (Umschlagplatz Europas!) und geistige Reserven, um mindestens ebenso auskommen zu können wie die Schweiz, wie Deutschland und andere Staaten. Wenn wir auf die zehn Nobelpreisträger verweisen, die Alpenösterreich hervorbrachte (das riesige Amerika nur 19), so offenbart dies nicht nur eminente wissenschaftliche Leistungen, sondern einen gewissen Standard, der in unseren Instituten erst eine derartige Arbeit ermöglichte. Schließlich haben weder Burgtheater noch Oper verzichtet, den Rang zu behaupten, den ihnen die gefüllten kaiserlichen Kassen erreichen ließ.

Eines freilich ist zu diesem neuerlichen Aufstieg unerläßlich: Der Glaube an dieses Volk, an seine Fähigkeiten, und der Wille, damit ernst zu machen. Die Neueinstellung von Hochschul- und Mittelschullehrern, welche in Wort oder Schrift an der Lebensfähigkeit dieses von ihnen zu „klein" befundenen Landes zweifeln, hieße allerdings die Lebensfähigkeit Oesterreichs stark unterbinden. Darum können wir nicht genug betonen, daß wir gerade in der Lehrerschaft aufrechter und gesinnungstreuer Oesterreicher bedürfen.

# Gedanken eines Freiheitskämpfers über das Bundesheer

In dem Maße als die Verhandlungen über den österreichischen Staatsvertrag dem Ende zugehen, verliert eine gewisse Presse, wenn vom künftigen Bundesheer die Rede ist, die Nerven. In Balkenlettern — gleich auf der ersten Seite — wird gegen „Barras und Zwirn" losgezogen. Die Stimmen, die hier vernehmlich werden, können sich nicht laut genug in dem Wunsch überbieten, Oesterreich auch weiterhin wehrlos zu erhalten. Nun, wir wissen nur zu gut, was es heute heißt, wehrlos und ohnmächtig zu sein. Die Erfahrungen des letzten Dezennismus, die Schwere und Unfreiheit der Gegenwart, die drückend noch auf unserem Volke und Lande lastet und die uns auf Schritt und Tritt in fremder Uniform entgegentritt, verpflichtet uns, alle Möglichkeiten, die uns die Militärklauseln des künftigen Staatsvertrages bieten, auszuschöpfen. Heute wissen wir, daß in erster Linie wir selbst für die Erhaltung und Verteidigung unserer Unabhängigkeit und Freiheit zu sorgen haben. Wir wollen nicht mehr, wie es 1938 der Fall war, auf Hilfe von außen warten und hoffen, um dann — von allen „Garanten" im Stiche gelassen — in der Tyrannei unterzugehen.

Oesterreich hat daher im ureigensten Interesse und dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb folgend, die unbedingbare Pflicht, wehrhaft zu sein, wenn es seine Souveränität bewahren will. Die ablehnende Haltung prominenter Parteibonzen sowie die von diesen vertretene Ansicht, daß unser Land überhaupt keiner eigenen Armee bedürfe, darf uns in keiner Weise wankend machen. Allen ferngelenkten Pazifisten, die es mit uns sowohl meinen, kann gleich gesagt werden, daß wir nicht auf dem Monde und auch nicht in Utopien leben, es auch noch nicht vergessen haben, daß das seinerzeitige Fehlen einer einsatzfähigen österreichischen Armee es den Nachbarn ermöglichte, Oedenburg zu „erobern" und in Kärnten und der Steiermark einzufallen. Heute ist es viel wichtiger als damals, solche Möglichkeiten auszuschalten. Das künftige österreichische Bundesheer ist von den vier Großmächten genehmigt. Seine Gesamtstärke beträgt 53.000 Mann Landestruppen einschließlich der Gendarmerie und 5000 Mann sowie 90 Flugzeuge als Luftwaffe. Seine Aufgabe wird vor allem in der Sicherung unserer Grenzen und Wahrung der Ruhe und Ordnung im Innern sein. Bewaffnung, Ausrüstung und Organisation wird wahrscheinlich noch von weiteren Beschlüssen der Alliierten abhängen und deren Hilfe bedürfen. Es kann jedoch vorweg gesagt werden, daß Rußland seinen Standpunkt, das neue Bundesheer nur mit in Oesterreich erzeugten Waffen auszurüsten, fallen gelassen hat. Die Aufbringung der finanziellen und materiellen Mittel wird wohl eine der wichtigsten Aufgaben der neugewählten Regierung sein, hiebei wird natürlich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unseres vollkommen verarmten Vaterlandes in Rechnung gestellt werden müssen. Nachdem sich das Söldnersystem für unsere Verhältnisse als zu kostspielig und unzweckmäßig erwiesen hat, bleibt nur die Wahl zwischen einer Miliz nach Schweizer Muster oder allgemeiner Wehrpflicht. Letztere wird der vielen Vorteile und der Billigkeit wegen für Oesterreich wohl das günstigste Wehrsystem darstellen und auch akzeptiert werden. Strenge Auslese und hohe Anforderungen an den Tauglichkeitsgrad der Wehrpflichtigen sowie Enthebungen von Angehörigen ausgesprochener Mangelberufe werden es ermöglichen, die Zahl der zum Heeresdienst Eingezogenen auf das erforderliche Kontingent einzuschränken. Beim heutigen Stand der Waffentechnik wird zur Ausbildung, trotz des hohen Bildungsniveaus unseres Volkes, wohl allgemein die zweijährige Dienstzeit in Erwägung gezogen werden müssen, wobei schon nach dem ersten Dienstjahr die für eine Offiziers-, beziehungsweise Unteroffiziersschulung geeigneten Soldaten herausgezogen werden könnten. Alle übrigen stünden dann — soweit sie nicht bei Spezialwaffen ihre Ausbildung vollenden müßten — zum Einsatz für den Aufbau, Verstärkung der Polizei und Gendarmerie sowie zur Hilfeleistung bei Elementarkatastrophen zur Verfügung. Die Auswahl der für das neue Bundesheer erforderlichen Offiziere und Unteroffiziere wird bei dem zu erwartenden Ueberangebot wohl ein heikles Kapitel werden. Eines muß aber gleich vorweg gesagt werden: Oesterreich braucht absolut verläßliche, nach Gesinnung und Haltung einwandfreie, demokratische Berufssoldaten, und die haben wir in unseren Reihen! Gesinnungslumpen, Postenjäger, Radfahrer, Streber usw., wie sie im Soldatenjargon so schön heißen, mögen bleiben, wo sie sind. Die Zeit eilt und drängt! Wir müssen im gegebenen Augenblick in der Lage sein, mit der sofortigen Neuaufstellung des Bundesheeres, zumindest aber eines einsatzfähigen Grenzschutzes, beginnen zu können.

Vergessen wir es nie: es soll eine Armee des Friedens werden — aber um dieses Friedens willen, um der Sicherheit unserer Grenzen wegen brauchen wir unsere Armee. Möge sie die Freiheit, für die wir kämpften und litten, tatsächlich schützen.

**Aller anderen Meinung zum Trotz**
**werden und müssen wir siegen —**
**weil wir allein den Mut fanden,**
**für unsere Idee**
**das höchste einzusetzen,**
**was ein Mensch zu geben hat —**
**das Leben . . . !**

# Das Recht auf Achtung

Der Heimkehrer, der müde und von vielem Leid der Jahre gezeichnet, von Amt zu Amt geht — sei es um sich seine notwendigen Papiere, sei es um Arbeit zu suchen, wird bevorzugt behandelt; d. h., er braucht nicht Schlangen stehen und das Mitgefühl der Herzen, daß ihm entgegenschlägt, gibt ihm die wohltuende Empfindung, du bist wieder daheim, du bist wieder unter Menschen deinesgleichen.

Kein Wort dagegen zu sagen. Der kleine Oesterreicher, der ohne sein Zutun in die Militärmaschine des Dritten Reiches gepreßt wurde, der die Hölle der Schlacht durchwandert hat, der nach Jahren der Gefangenschaft in die Heimat und zu den Seinen zurückkehrt, oft krank und am Ende seiner Kräfte, verdient diese Behandlung.

Aber wir können es nicht verstehen, daß der KZ-Kamerad, der politisch Verfolgte, der um nichts anderes als um seiner aufrechten österreichischen Gesinnung wegen in die KZ des Dritten Reiches gewandert ist und der das Glück hatte, zurückzukehren, nicht zumindest ebenso behandelt werden soll. Ihm hat nur zu oft — als er mit den wenigen Ueberlebenden zurückkam, kein mitleidiger Blick getroffen. Er erhielt wohl einen KZ-Ausweis, eine Amtsbescheinigung oder einen Opferfürsorgeschein, der ihm berechtigte bei Aemtern und Behörden bevorzugt behandelt zu werden. Aber wie sieht die Bevorzugung in Wirklichkeit aus? Hängt es nicht nur zu oft von der wohlwollenden Einstellung eines Beamten ab, daß dieser Schein tatsächlich die Wirkung auslöst, die er auf jeden Fall ausüben soll?

Es ist beschämend und für die große Masse der KZler unverständlich, daß jene, die für ihre aufrechte Gesinnung schwerstes körperliches und seelisches Leid auf sich nehmen mußten, sich auch heute noch, im wiedererstandenen Oesterreich, nur zu oft benachteiligt sehen. Kein KZler will als Held angesehen werden, aber er darf zumindest fordern, daß ihm die Rechte, die ihm vom Gesetz zustehen, auch eingeräumt werden. Schließlich verdankt Oesterreich einen Teil seiner Freiheit dem unermüdlichen Freiheitskampf dieser Oesterreicher. Wenn es heute noch Leute gibt, die es wagen können, sei es aus Dummheit oder böswilliger Berechnung, die Verdienste dieser Menschen bewußt zu schmälern, so werden wir uns dagegen zu verwahren wissen — und zwar energisch!

# Hugo von Hofmannsthal

## Zu seinem 20. Todestag

I

### Leben und Persönlichkeit

*Herrliches Wort von Poussin am Ende seines Lebens: „Je n'ai rien négligé."*

„Ich habe nichts versäumt" — dieser Ausspruch Poussins, den wir im „Buch der Freunde" wiederfinden, gewinnt eine tiefere Bedeutung, wenn wir das Leben Hugo von Hofmannsthals überblicken. Er, der Melancholiker unter den Dichtern, der leise und behutsame Sänger, der zutiefst in seinem Wesen aller irdischen Vergänglichkeit Verbundene — mußte er nicht, Zerfall und Niedergang eines Reiches erlebend, am Ende seiner Kräfte, müde und resigniert, dieses „Ich habe nichts versäumt" mit einem schmerzlichen Lächeln auf der „Haben-Seite" seines Lebens buchen...?

Selten hat ein Dichter schon in jungen Jahren die Oeffentlichkeit durch die vollendete Schönheit und den Wohlklang seiner Verse so zu fesseln gewußt, wie Hugo von Hofmannsthal. Mit ihm vollzieht sich in der Literaturgeschichte ein einzig dastehendes Wunder: er tritt uns, kaum siebzehnjährig, als ein Vollendeter entgegen. Dabei verläuft sein Leben bis zu jenem Zeitpunkt durchaus in jenen geregelten Bahnen, die ihm — seinem Milieu entsprechend — zukamen.

Hugo von Hofmannsthal wurde am 1. Februar 1874 in Wien geboren. An der Peripherie derselben Stadt, deren Kultur und Lebensrhythmus er geistig und seelisch zeitlebens verbunden blieb, sollte er am 15. Juli 1929 in seiner Rodauner *Villa sein Leben beschließen.* Er stammte aus einer finanziell ehemals gutsituierten, geistig vielleicht sogar überzüchteten Familie. Seine Großmutter kam aus einem angesehenen Mailänder Patrizierhaus. Sein Großvater war unter Metternich geadelt worden, hatte später sein immenses Vermögen eingebüßt.

Von den väterlichen Vorfahren mag er die frühe Reife, aber auch die Schwermut seines Wesens — von der italienischen Großmutter die Aufgeschlossenheit für die Formen der Renaissance und des Barock, sowie das innere Ohr für Klang und Wohllaut der Sprache geerbt haben. Er kam aus einem Milieu, ähnlich wie sein Zeitgenosse Hermann Bahr, dessen Vater Notar gewesen, oder Arthur Schnitzler, dessen Vater, der Universitätsprofessor Johann Schnitzler, zu den berühmtesten Halsspezialisten seiner Zeit zählte. Er bezog wie diese die Schulbank im Gymnasium, um auf die Universität hinüberzuwechseln.

Und doch, trotz dieser Parallele eines gemeinsamen Ursprunges aus „gehobener" Gesellschaftsschichte her, welche Verschiedenheit nicht nur im Schaffen, sondern auch im Werdegang — im Weg an die Oeffentlichkeit.

Als Hofmannsthal mit siebzehn Jahren mit Veröffentlichungen hervortrat, ließen sich sogar die um Jahre älteren Dichtergenossen Bahr und Schnitzler täuschen und glaubten, eine auch an Jahren reife Persönlichkeit vor sich zu haben. Ihr Erstaunen, daß ein Achtzehnjähriger solche Verse schreiben konnte, war echt.

Der junge Hofmannsthal, der in der „Modernen Rundschau" unter dem Pseudonym „Loris" schrieb, und der später an den „Blättern für die Kunst", die Stefan George in Berlin herausgab, mitarbeitete, übersprang die suchenden und drängenden Jahre der ersten Jugend; seinen Versen fehlte alles Ungestüme; alle innere Zerrissenheit, alles Unfertige war ihnen fremd. Aber schon zeichnete sie neben der klassischen Ruhe, den hohen schwingenden Bögen sprachlicher Formvollendetheit — dem Erbe der italienischen Großmutter — die dunkle Schwere, die besinnliche Reife aus, die dem Dichter als väterliches Erbe mitgegeben war.

Es verwundert uns nicht, wenn Hofmannsthal nicht allzu lange dem Kreis der George-Jünger angehört hat. Stefan George war formender Wille, war überquellende Kraft, war Befehl; Hofmannsthal im Gegensatz dazu der Mensch, der mit leisen behutsamen Händen an seinem Ideal baute. George fühlte sich als Meister des Wortes, Hofmannsthal meisterte das Gefühl im Wort: gemeinsam war ihnen beiden die Ablehnung des Naturalismus. Es war zu wenig, um sie dauernd aneinander zu binden.

So wächst Hofmannsthal im Leben wie in seinem Schaffen immer mehr in jene Rolle hinein, die der Nachwelt als bleibender Eindruck vermittelt wurde Er ist der letzte Grandseigneur in einer Epoche, die das Herrentum zu stürzen beginnt. Geistiger Adel drückt sich in Wort und Gebärde aus. Geistiges Aesthetentum und innere Abgeklärtheit formen den Künstler, der sich mit schönheitshungrigen Augen über die Trümmer einer zusammenbrechenden Welt hinwegträumt und später hinwegkämpft. Frühreif gewesen und es geblieben, schien er nicht altern zu können ... Er begann früh — und er starb noch zu früh ...

II

### Schaffen und Werk

*Er hat den Wolken, die vorüberschweben, den wesenlosen, einen Sinn gegeben;*
*(Aus „Tod des Tizian")*

Es ist erstaunlich, aber es ist so: ein siebzehnjähriger Gymnasiast, der unter angenommenem Namen schreiben muß, weil die herrschende Schulordnung ihm verbietet, mit seinen Werken vor die Oeffentlichkeit zu treten, schreibt ein Erstlingswerk, das einem vierzigjährigen reifen Menschen zur Ehre gereichen würde; er schreibt es 1891 unter dem Namen Terfil Morren. Es ist der Einakter „Gestern" und spielt in der Künstlerwelt Italiens.

1892, ein Jahr später, liegt der „Tod des Tizian" vor. Der Verfasser nennt sich diesmal Loris. Auch dieses Stück spielt unter Künstlern. Schauplatz der Handlung ist das Venedig des 16. Jahrhunderts. Die Sprache, würdig und feierlich, schwillt zu einem Hymnus auf die Kunst an. Sehnsucht aber ist der Grundton dieses und der folgenden Stücke. In der feierlich-getragenen klassischen Sprache der Verse zeigt sich der Schüler Georges, aber in der Melancholie, die fast schon Musik ist, im Rhythmus steckt Hofmannsthals eigene junge Künstlerseele.

Schwingt im „Tod des Tizian" noch jauchzende Künstlerfreude, Wissen um eigene Schaffensseligkeit, so klingt in dem Biedermeierstück „Der Tor und der Tod" ein dunkler, düsterer Ton.

Er erinnert an alte Mysterienspiele, dieser geigende Tod, der dem „Toren", der mit leeren Händen vor ihm steht, die ungenützten Augenblicke eines umsonst gelebten Lebens vorgaukelt.

Und immer wieder — auch in späteren Werken — ist es der Tod, den Hofmannsthal heraufbeschwört. Der Dichter einer im Grunde morschen und dekadenten Zeit spürt erahnend der Vergänglichkeit nach. Er, der Feinnervige, spürt das Ende einer Idee, die vielleicht Europa — auf jeden Fall Sturz einer Daseinsform, Zerfall einer an Genuß reichen Epoche ist. Es wird immer deutlicher etwas von jener Fin-de-siécle-Stimmung in Hofmannsthals Versen verspürbar, die einen Baudelaire, der mit robusterer Lebensvitalität behaftet war, kopfüber in den schäumenden Lebensstrom stürzen ließ ...

Immer wieder aber, im hoffnungslosen Grau und Düster, klingt die große Sehnsucht durch, strömen Verse, von einer schier betörenden Schönheit im Ausdruck.

„Der weiße Fächer", „Das kleine Welttheater", „Der Kaiser und die Hexe", „Die Frau am Fenster" (alle 1897 entstanden) zeugen von einem arbeitsreichen Jahr.

„Die Hochzeit der Sobeide" (persisch), 1899 entstanden, trägt das Motiv des Todes in eine neue, erotisch behandelte Variation.

„Der Abenteurer und die Sängerin" (1899), in Venedig spielend, läßt — wie übrigens auch die „Frau am Fenster" — einen stark sinnlichen, leidenschaftlichen Einschlag verspüren. Hofmannsthal beginnt mit psychologischen Nuancen (Feinheiten) zu experimentieren. Der Einfluß Freuds, der später in „Elektra" (1904) und „Oedipus" (1906, beide nach Sophokles) noch viel deutlicher zutagetritt, macht sich bemerkbar.

Die Vorliebe des Dichters für Venedig („Der Tod des Tizian", „Der Abenteurer und die Sängerin" spielen dort) läßt 1905 die Stücke „Das gerettete Venedig" und 1908 das Lustspiel „Christians Heimkehr" auf diesen Schauplatz verlegen. In dem letztgenannten Stück versucht sich Hofmannsthal zum erstenmal in einem einfachen Lustspielmilieu.

Hugo von Hofmannsthal war kein Dramatiker im eigentlichen Sinn, wenn er auch Begabung für szenische Wirkung und für das Bildmäßige der Bühnenaufmachung besitzt. Was aber den Dichter über die Grenzen Oesterreichs hinaus Weltruf verschaffte, sind die

### Salzburger Festspiele

Mit Recht hat ihm die Stadt Salzburg ein Denkmal gesetzt, das die schlichte Inschrift trägt: „Hugo von Hofmannsthal zum Ruhm."

Unermüdlich, in Wort und Schrift, hat er nach dem ersten Weltkrieg für die Idee der Festspiele geworben.

Seinem „Jedermann" (1911 geschrieben und in Berlin erstaufgeführt), von Reinhardt in Salzburg aufgeführt, war ein unerhörter Erfolg beschieden. Nicht nur mittelalterliche Mystik, sondern auch das zutiefst erfaßte menschliche Ringen um die Ewigkeit feiert in diesem barocken Spiel vom Sterben des reichen Mannes seine Auferstehung.

„Das Salzburger große Welttheater", 1923 für die Festspiele geschrieben, ist dem „Jedermann" im Stil ähnlich, wenn auch nicht so einfach in seinem Inhalt mehr. Beide Stücke stehen unter dem Einfluß des großen spanischen Dichters Calderon. Es sind moderne Mysterienspiele, in der Hofmannsthal durch den Tod und die Gleichheit, mit der dieser alle Menschen behandelt, einer sozialen Ordnung Ausdruck verleiht.

Daneben hat Hofmannsthal eine Reihe von klassischen Werken Griechenlands verarbeitet. So 1904 „Elektra" (nach Sophokles) 1906 „Oedipus und die Sphinx", 1910 „Ariadne auf Naxos", 1911 „Der Rosenkavalier", 1919 „Die Fraun ohne Schatten", „Der Schwierige" (1919) ist ein ziemlich anspruchsloses Lustspiel.

„Der Turm" (1925) nähert sich wieder Calderon. Eine ziemlich schwierige Allegorie, die in tief durchgeistigter Sprache die Geburt einer neuen Welt ankündigt.

So fruchtbringend nun auf der einen Seite die Zusammenarbeit mit Max Reinhardt in Salzburg war, so schöpferisch gestaltete sich andererseits die Freundschaft, die Hugo von Hofmannsthal mit dem Komponisten Richard Strauß verband. Eine Reihe von Opern entstehen, zu denen Hugo von Hofmannsthal durch seine Werke Anregung gab oder die Librettis schrieb. Meisterstücke, bei denen Dichtung und Musik, Wort und Ton in höchster Harmonie miteinander verschmolzen.

Es sind dies: „Elektra", „Der Rosenkavalier", „Ariadne auf Naxos", „Die Frau ohne Schatten".

Das Bild des Dichters Hugo von Hofmannsthals wäre unvollständig, wenn man nicht seiner unermüdlichen Liebe zu Oesterreich gedenken würde. Sie bekundet sich nicht nur in seinen besten Werken, die nur aus der österreichischen Wesensart heraus entstehen konnten, wie etwa „Jedermann" oder der „Rosenkavalier", diese Liebe manifestiert sich auch als patriotisches Bekenntnis in zahlreichen kleinen Schriften. Nicht uninteressant ist es Hugo von Hofmannsthals Schema „Preuße und Oesterreicher" zu betrachten.

Hugo von Hofmannsthal ist ein echt österreichischer Dichter gewesen. Als Mensch wie Künstler trotz aller grüblerischen Melancholie von einer bezwingenden Liebeswürdigkeit. Er hat — und dies ist sein bleibender Verdienst — in den Salzburger Festspielen den Weltruf der österreichischen Kunst neu gefestigt.

Der müde „Melancholiker", als den ihn die Nachwelt gerne sah, konnte, als er die Augen für immer schloß, auf ein an innerlichen und äußeren Kämpfen reiches Leben zurückblicken. Mit Hugo von Hofmannsthal ging ein guter Oesterreicher, ein großer Mensch und Dichter von uns.

C. E. PAAR

## Oesterreichs Antwort

Hugo von Hofmannsthal

**„Völker, bunt im Feld gezählt,**
**Wird die Glut sie löten?**
**Oesterreich, Erdreich vieler Art,**
**trotzest du den Nöten?"**

**Antwort, gibt im Felde dort,**
**Faust, die fest geballte,**
**Antwort dir gibt nur ein Wort:**
**Jenes Gott erhalte!**

**Unsern Kindern eint uns dies,**
**Wie's uns eint den Vätern,**
**Eint heut die Kämpferschar,**
**Hier mit uns den Betern.**

**Berge sind ein schwacher Wall,**
**Haben Kluft und Spalte:**
**Brust an Brust und Volk bei Volk**
**Schallt es: Gott erhalte!**

**Helden sind wie Kinder schlicht,**
**Kinder werden Helden,**
**Worte nicht und kein Gedicht**
**können 's je vermelden.**

**Ungeheures umfaßt**
**Heut dies heilig Alte,**
**und so dringt 's zum Himmel auf:**
**Unser Gott erhalte!**

**Aus dem unveröffentlichen Nachlaß 1914**

# Die Neugestaltung des Stephansplatzes

## Architekt Gustav Fröhlich kämpft für seine Idee

*Am 24. November 1945 hatte die Stadt Wien für die städtebauliche und architektonische Gestaltung des Stephansplatzes einen allgemeinen Wettbewerb ausgeschrieben, für welchen am 21. März 1946 49 österreichische Architekten ihre Arbeiten einreichten. Am 17. Mai 1946 hatte das Preisgericht den 3. Preis dem akademischen Architekten Gustav Fröhlich zuerkannt. Architekt Fröhlich wurde für den gleichzeitig eingereichten Wettbewerbsentwurf zur Neugestaltung des Karlsplatzes, der mit 61 Arbeiten beschickt war, mit dem ersten Ankauf prämiiert.*

### Das Urteil des Preisgerichtes

„Der dritte Preis des Architekten Fröhlich erreicht ohne jede gewaltsame Lösung durch energische und bewußte Korrektur der Singerhausfront, sowie durch eine klare Bildung des Baukörpers beim Haas-Haus eine sowohl verkehrstechnisch als auch räumlich überzeugende Lösung des Stock-im-Eisen-Platzes. Der Vorschlag ist auch wirtschaftlich ausführbar und die Abkehr von der bisherigen konvexen Gestaltung des Haas-Blockes ist zu begrüßen. Die im Objekt vorgeschlagene Lösung der Ecke Rotenturmstraße—Brandstätte ist im Hinblick auf die vor die Westseite des Stephansplatzes vorgezogene Baufluchtsowohl vom verkehrstechnischen als auch vom städtebaulichen Gesichtspunkt unbedingt der Vorzug zu geben, weil dadurch der Gefahr eines straßenartig wirkenden Ausklingens des Platzraumes gegen die Rotenturmstraße Einhalt geboten wird. Bei aller Kraft und Klarheit der Gesamtkomposition der westlichen Platzwände erschiene eine Herabsetzung der Gebäudehöhen zur besseren Wirkung des Domes wünschenswert. (Die westlichen Platzwände sind in gleicher Höhe des Domherrenhofes und des Churhauses mit 25 m vom Architekten vorgeschlagen worden. Anm. d. Red.) Alles in allem ein Projekt, welches für die gestellte Aufgabe einen klaren, einfachen und auch wirtschaftlich ausführbaren Vorschlag zur Lösung der Stephansplatzfrage darstellt. Der Vorschlag bringt ein sowohl verkehrstechnisch als auch räumlich überzeugende Lösung des Stock-im-Eisen-Platzes."

### Wiener Fachurteile

Die Wiener Fachleute und Fachzeitschriften hoben einhellig die Arbeit des Architekten Fröhlich hervor. Die österreichische Bauzeitung schrieb im Leitartikel: „Viele fühlten sich berufen . . . (doch nur wenige sind auserwählt) . . . Jedenfalls haben diese Tatsachen zwei, der auch nach meiner Ansicht mit Recht im Wettbewerbe von den Preisrichtern ausgezeichneten Entwürfe, nämlich Architekt Dr. Ing. Raimund Lorenz, Wien und Architekt Gustav Fröhlich am besten erfaßt. Beide unterordnen vollauf die zukünftige Verbauung der Nordwestseite den zwingenden Gegebenheiten der baukünstlerisch so wertvollen älteren Teile des Stephansplatzes in bezug auf künstlerisch nur zulässige Gebäudehöhen, insbesondere unter Rücksichtnahme auf das Fürsterzbischöfliche Palais, perhorreszieren (verabscheuen, mit Abscheu von sich weisen, Anm. d. Red.) jede ‚moderne' Behandlung des Problems, deuten im Gegenteil die stiltraditionsgemäße Weiterentwicklung des Jahres 1946 an das achtzehnte und noch frühere Jahrhundert an. Der so geschlossene Stephansplatz würde nach meiner Ueberzeugung ein gutes städtebauliches Wiener Bild ergeben." Ziv.-Ing. E. K. Ehrlich, Wien.

Eine andere Zeitung: „Einem Künstler war es vorbehalten, mit zwei Projekten anerkannt zu werden und darüber hinaus den architektonisch monumentalsten Plan ausgearbeitet zu haben, der den Beifall aller auf seiner Seite hat."

Kunst und Aufbau schrieb: „. . . Interessanterweise hat hier Fröhlich einen Vorschlag eingereicht, der größten Anklang fand und eine architektonisch geradezu grandiose Lösung des Problems vorsieht."

Das Wiener Stadtbauamt hatte im Jänner 1947 unter Senatsrat Dipl.-Ing. Schartelmüller den Regulierungsplan für den Stephansplatz fertiggestellt und diesem Vorschlag die Wettbewerbsarbeit des Architekten Fröhlich zugrunde gelegt.

Se. Eminenz der Hochwürdigste Herr Kardinal Erzbischof Dr. Theodor Innitzer hat in die Unterlagen des Stephansplatz-Wettbewerbes des Architekten Fröhlich Einsicht genommen, die bei den anwesenden Teilnehmern, dem gesamten Kuratorium der Katholischen Akademie unter Führung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Seidl, Generalsekretär Dr. Thauren, Prälat Wagner, Prälat Fried und Dechant Kohl eine dankbare Billigung fanden. In begeisterten Worten erläuterte Se. Eminenz selbst die Ideen des Künstlers, pries die große und saubere Arbeit und gab die Zusage, seine ganze Kraft zur Unterstützung des Entwurfes einzusetzen.

Der Dombaumeister von St. Stephan, Hofrat Prof. Dr. Karl Holey, der auch Preisrichter im Preisgericht war, erklärte bei der Vorlage des Projektes, mit dem Zurückrücken der Singerhausfront, der Fassadengestaltung des Churhauses gegen den Stock-im-Eisen-Platzes und der Entfernung der Geschäftslokale aus dem Erzbischöflichen Palais einverstanden zu sein und, wenn ein Zurückrücken notwendig ist, dann niemals auf der Haas-Hausseite, sondern nur beim Singerhaus. Dieser Erfolg hatte nun den Architekten zu dem Entschluß veranlaßt, das Projekt für den Stephansplatz mit allen Platzwänden und sämtlichen Details auszuarbeiten und ohne jede Konzession so auszuarbeiten und zu verwirklichen, daß aus der Vielfalt der Stile und schlecht verbauten Teile ein einheitlicher, herrlicher Platz entsteht, der unserem Stephansdom den richtigen Rahmen gibt.

### Schuster-Plan gegen Fröhlich-Entwurf

Ende 1947 folgte eine traurige Zeit für den Stephansplatz, für das große Werk, und schließlich für den Baukünstler. Baurat Böck und Dr. Mätz von der Baudirektion beauftragten den Baudirektor Dipl.-Ing. Gundacker ein Gegenprojekt zu erstellen. Professor Schuster von der Kunstgewerbeschule, ein Siedlungsfachmann und Konsulent der Stadt Wien, sollte die Idee des Burgschauspielers Hennings verwirklichen. Professor Schuster stand das ganze Rathaus, die Rathauszeitschrift „Der Aufbau" und der Fachbeirat zur Verfügung.

Baurat Böck, der „Berater" des Baudirektors, tat alles, um das Schuster-Projekt zu verwirklichen. Es kam zur Errichtung der Attrappe beim Haas-Haus. Strengstes Schweigen mußte darüber herrschen, wofür dieses „Gerüst" eigentlich gut ist. Die Wiener glaubten an ein großes Baugerüst, das den Baubeginn anzeigen sollte.

Da trat nun Architekt Fröhlich auf und teilte in Vorträgen den Wienern mit, daß dies eine Attrappe ist und die Sicht zum Steffel verdeckt. 70.000 Schilling kostete diese sichtbare unmögliche Städtebau-Attrappe der Stadt Wien außer allen anderen Spesen durch zwei Jahre hindurch. Im November 1948 wurde die „Pawlatschn", wie sie die Wiener nannten, „kommissioniert" und abgelehnt. Sie mußte abgelehnt werden, weil sie unseren Steffel „teilte". Jeder Architekturschüler hätte in diesem Projekt erkennen müssen, daß eine derartige Platzverbauung ausgeschlossen ist.

Baurat Böck sann auf einen Ausweg. Der gerade in Wien auf Besuch weilende Professor K. H. Brunner, der ehemalige Assistent Prof. Mayreders der Technischen Hochschule, der einige Jahre in Kolumbien gearbeitet hatte, erhielt den Auftrag, den Stadtregulierungsplan von Wien in dreieinhalb Jahren herzustellen. Zu dieser Arbeit gehörte natürlich auch der Stephansplatz. Prof. Brunner hatte die Arbeit des Architekten Fröhlich als die beste Lösung anerkannt, doch konnte diese nicht durchgeführt werden! — Warum aber . . .?

### Was geht hinter den Kulissen vor?

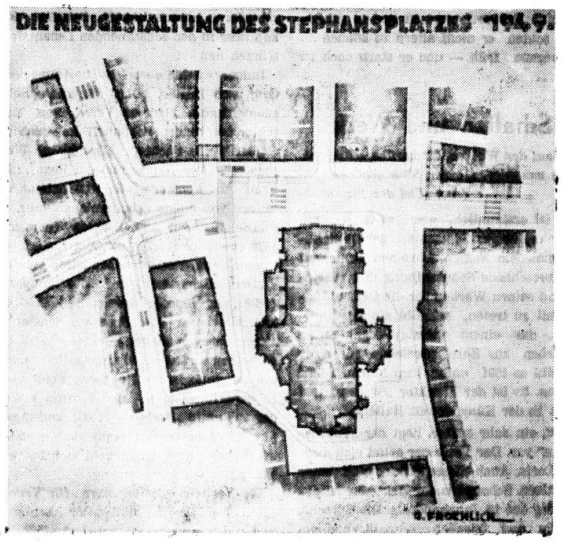
Zivil-Ing. K. H. Ehrlich schrieb an die Wiener Zeitungen: „Wenn ich hier vom rein fachmännischen und rein städtebaulichen Standpunkt aus das Projekt Fröhlich, als die mir persönlich wohl als bestgetroffene Lösung der 1946 vorgelegenen und bis heute allein gebliebenen Neugestaltungsvorschläge des Wiener Stephansplatzes (Westseite) charakterisiere, so nimmt es mich wunder, daß wir von offizieller und maßgebender Seite unserer Stadtverwaltung die ganze vergangene Zeit völlig im Dunkel gelassen wurden, was eigentlich tatsächlich hier geschehen wird."

In letzter Zeit fallen uns allen bereits große und kleinere Tafeln von Baufirmen, in Gemeinschaft mit Architekten, auf, die an den Hausruinen der Westseite angebracht sind, aus denen hervorgeht, daß bereits mit dem Bauen begonnen wird!

Wir hörten auch, daß die Baudirektion einen neuen, und zwar diesmal engeren Wettbewerb, beschränkt auf hiezu eingeladene Architekten durchführte, aus dem dann der tatsächliche Gestalter des Stephansplatzes hervorgehen soll!

Schön: Aber wir fordern im Namen aller Fachkollegen und kunstsinnigen Wiener: nicht hinter den Kulissen! Nein, eine allgemein zugängliche Ausstellung der Projekte, damit jeder Wiener, der sich hier — im Sinne der Bauordnung — als „kultureller" Anrainer des neuen Projektes fühlt, sein begründetes Votum für oder wider abzugeben vermag.

**Wenn sodann auf diese Weise ein besseres Projekt gefunden werden wird als das hier behandelte, dann, aber nur dann, selbstverständlich: das bessere!**




**Der Entwurf des Architekten Gustav Fröhlich**

# Probleme des geistigen Siechtums

Die Moral eines Volkes spiegelt sich in der Auffassung seines literarischen und künstlerischen Geschmacks. Daneben her läuft der erzieherische Faktor dieser beiden für die Menschheit so unermeßlichen Werte, die wiederum ihren Ausgang in der Moral und ihren Begleiterscheinungen, wie: Rechtsbewußtsein, Charakterfestigkeit, Lauterkeit des Seins, Liebe zur Wahrheit usw. haben.

Auch die Politik erhält durch diese beiden Kunstrichtungen ihren Stempel aufgedrückt, denn Politiker von Rang werden in ihren Handlungen, Reden und Entschließungen von Künstlern und Dichtern wesentlich beeinflußt.

**Die Politik, in die richtigen Vernunftbahnen gelenkt, ist der einfachste Schlüssel zum Erziehungsproblem des Volkes.**

Die Kunst im Rahmen der Politik bedarf noch weitgehender Entwicklung und soll hier nicht näher erörtert werden. Aber den Erzeugnissen, die unter der falschen Flagge einer modernen Kulturepoche dem Volke aufgetischt werden, soll der weitere Teil meiner Ausführungen gelten.

Für den Großteil des Volkes ist der Tonfilm der Idealbegriff schauspielerischer Kunst. Im Kino verbringt es, soweit es die Geldmittel erlauben, am liebsten die freie Zeit. Leider werden zum Großteil Abenteurer-, Detektiv- und erotisch aufgezäumte Tonfilme in monotonen Variationen programmwechselgemäß aufgetischt.

Der Film, der im Anfang seines Entstehens als erzieherisches Moment gedacht war, sinkt in seiner heutigen, nahezu höchsten technischen Vollendung in zahlreichen Fällen zu einer Lehrkanzel des Verbrechens und des Dirnentums herab.

Nicht genug dem. An der Verrohung der jungen Generation ist außer der Wirtschaftskrise und ihren logischen Begleiterscheinungen der Tonfilm in der Hauptsache der schuldtragende Teil.

Künstler von Rang bringen mit vollendetster Meisterschaft Szenen zur Darstellung, die im Publikum dieselbe Mordgier auslösen wie zur Zeit der Christenverfolgungen und der noch heute bestehenden Stierkämpfe. Mit einer Spannung, die einer besseren künstlerischen Veranstaltung würdig wäre, verfolgt der Zuschauer das langsame, grauenvolle Dahinsterben eines durch Giftmord Geendeten in allen seinen Nuancen und Details.

Wenn in einem exotischen Film der Hauptdarsteller in irgend einer Art Selbstmord begeht, so ist das für das Gros der Besucher ein Leckerbissen, den sie seelisch wie ein Gourmand verdauen. Wenn der Mörder sein Opfer erwürgt, so ahmen die jungen Tonfilmstammgäste nur zu oft mit willkürlicher Selbstverständlichkeit die Geste des Erwürgens nach. Die Tonfilmdirektion warnt, das heißt, sie lockt mit der Warnung, daß Zuschauer mit schwachen Nerven sich solche Tonfilme nicht ansehen sollen, die Zuschauer zur nächsten ähnlichen Aufführung.

Leider ist die Tonfilmproduktion in den

Händen von Trustgesellschaften, die gewollt den ordinärsten Kitsch zur höchsten Potenz erheben.

So lagert über den Brettern, welche einst die Welt bedeutet hatten, heute mit einigen wenigen Ausnahmen unermeßlicher Kehricht und die Zoten und Singsangs der Librettisten werden zum Gemeingut des Volkes.

Wann, so fragen wir uns, wird die Kunst ihrem erzieherischen Zweck — das geistige Niveau des Volkes zu heben — wieder voll und ganz genügen?

*

Auch die Operette darf nicht zu einem Leierkasten ausarten, auf dem der Werkelmann jahraus, jahrein dieselbe Melodie geistesabwesend herunterleiert. Die starre Mechanik der Operette, die gewisse Beinhaltung ein und desselben Motivs mit den traditionellen zwei Liebespärchen und dem unvermeidlichen Ausgang des Verlobt- und Geheiratetwerdenseins, muß einer durchgreifenden Aenderung Platz machen. Wo die Handlung sich schon in dem unvermeidlichen Liebesfahrwasser bewegen muß, sollten wenigstens ein oder zwei menschliche Charaktere vorhanden sein, die das Spiel vom Standpunkt des Volksstückes beeinflussen könnten.

Daß die Operette dem Volke Zerstreuung bringt, ist unbestreitbar. Auch sie ist eine Kunstgattung wie jede andere, und eben deshalb soll sie nicht in das Gegenteil ausarten ...

Der Vorratslesestoff großer Volksschichten, das heißt, diejenigen Bücher, die sich innerhalb ihres Heims als persönliches Eigentum befinden, sind meist Schundliteratur allerärgsten Grades, deren lebende und bildliche Illustrierung in den diversen Tonfilmen ihre Fortsetzung findet.

Buffalo Bill, Nick Carter, Texas Jack, Kapitän Sturmvogels Fahrten und Abenteuer, Harry Piel, Prinzessin Uebermut, nebst einem Rattenschwanz von Verbrecher- und ähnlichen Geschichten ist vornehmlich die geistige Kost dieser noch aufzuklärenden Volksschichten.

Man klage mich nicht der Uebertreibung an.

Bei den Stempel- und Auszahlungsstellen sowie an verkehrsreichen Plätzen wird für billiges Geld diese schmierigste Art von Schundliteratur erfolgreich an den Mann gebracht. Auch gewissenlose Buchhändler, in deren Auslagen die Bücher wertvoller Autoren prangen, besitzen Winkelbörsen dieses gangbaren Kitsches.

*

In Form von „Jugend-Leihbibliotheken" träufeln sie diesen schmierigsten Ungeist eines modernen Zeitalters in die Herzen der Jugend. Merkwürdigerweise sind gerade Realschüler und Gymnasiasten die eifrigsten Abnehmer solcher Schmierheftchen. Um ihren Lesehunger nicht erlahmen zu lassen, überläßt ihnen der Buchhändler zeitweilig eines dieser Hefte als Leseprämie. Diese jungen Menschen werden in absehbarer Zeit das Doktorat machen. Richter, Staatsanwälte, Advokaten werden. In Staatsdiensten stehen. Der Arbeiter ringt mit allen Problemen des Lebens und versteht vieles auf seinen richtigen Wert einzuschätzen. Der Arbeiter will in erster Linie die kulturellen und geistigen Bedarfsprobleme gelöst wissen. Die Höherwertung des geistigen Ichs des Arbeiters soll darum die vornehmste Aufgabe aller Intellektuellen sein. Der Arbeiter, der nach geistiger Menschwerdung strebt, fühlt sich mit Recht verkannt. Man läßt die künstlerischen Kräfte innerhalb der Arbeiterschaft zu wenig ans Tageslicht gelangen. Man gibt ihnen wenig Möglichkeit, sich öffentlich vorzustellen. Den Arbeiter-Dichtern selbst gibt man in den seltensten Fällen die Gelegenheit, mit einem neuen Gedichtband herauszukommen. Gerade der Arbeiterschaft aber muß in jeder Regierungsform das Recht einer geistigen Vervollkommnung gewahrt bleiben.

Die Menschheit soll nicht zum geistigen Siechtum verurteilt werden. Dies sei der Grundsatz aller rechtlich Denkenden, die sich aus allen Irrtümern des Lebens zur geistigen Klarheit emporgerungen haben und denen es obliegt, für die Menschheit diejenigen Werte zu schaffen und zur Tat umzusetzen, die sie zu ihrer Gesamtentwicklung braucht.

F. Bart.

## Carl von Peez:

# „Wie Goebbels sie sah ..."

Im November 1939 saß in der Reichskanzlei ein Kreis von Prominenten des Dritten Reiches im Gespräch über internationale Abmachungen um den Kamin. „Wenn der Krieg vorbei ist", sagte Ribbentrop, „dann lasse ich mir einen prächtig geschnitzten Schrank machen und gebe alle Staatsverträge und sonstigen Abmachungen mit fremden Regierungen hinein, die ich während meiner Amtsdauer gebrochen habe und bis dahin noch brechen werde". Peinliches Schweigen folgt diesem allzu plumpen Scherz, bis Hitler, um die Situation zu retten, im gleichen Ton fortsetzt; „Und ich sende Ihnen einen zweiten Kasten, wenn der erste voll ist."

Von solchen Momentbildern aus der Geisteswelt der Führerschichte des damaligen Deutschland ist der Band „Goebbels — the man next to Hitler" gedrängt voll, der im Verlag Westhouse in London erschienen ist und die Tagebuchaufzeichnungen Dr. Rudolf Semmlers, eines nahen Mitarbeiters von Goebbels, enthält.

Die Geschichte des Dritten Reiches ist bis zum Ueberdruß abgehandelt worden und über die Charaktere der handelnden Personen wurde ein Meer von Tinte verschrieben. Semmler weiß aber diesem Jahrmarkt sämtlicher Eitelkeiten eine neue Seite abzugewinnen: In seinem Buch spiegelt sich neben den aus persönlichster Kenntnis gewonnenen Einblicken in die geheime Gedankenwelt Goebbels das kaustische Urteil, das dieser schärfste Kopf der Umgebung Hitlers über seine Mitarbeiter gefaßt hatte. Ungezwungen, wie der Anlaß aus dem sie entstanden sind, folgen einander diese Schnappschüsse.

„Frau Goebbels weiß besser als ich", erzählt zum Beispiel Dr. Semmler, „daß ihr Gatte ein Genie ist, das sich dann und wann in einen Teufel verwandelt. Sie bat mich gestern mehrmals, das Möglichste zu tun, um Entschließungen, die ihr Mann in ärgerlicher oder rücksichtsloser Laune getroffen habe und in denen sich das Teuflische in seiner Natur zeige, abzuändern. Sie fügte hinzu, sie habe schon öfters auch andere Mitglieder seines Stabes um eine solche Einflußnahme gebeten."

„Nach dem Kriege", sagte Goebbels, wie Semmler an anderer Stelle notiert, „werde ich ein Buch von großer politischer Bedeutung über das Christentum schreiben. In ihm werde ich mit den altmodischen Theorien der Christenheit abrechnen und von dieser Kritik ausgehend, ein neues ethisches System für den Menschen des 20. Jahrhunderts schaffen." Dieser Gesinnung entspricht es, daß der Reichspropagandaminister dem Bischof Graf Galen trotz dreimaligen Ersuchens eine Aussprache verweigert und den Kirchenfürsten an den Staatssekretär verweist. Auf eine leise Erinnerung Semmlers sagt Goebbels in heftigem Ton „er wolle jetzt nicht auf den Knien zu den Priestern gehen". An die Stelle des Glaubens ist bei ihm der Aberglaube getreten. Anfang 1944 läßt er in einem norwegischen Blatte „Die Offenbarungen des schwedischen Wahrsagers Gruenberg" erscheinen, ein phantastisches Produkt, das nach einem langen Kampfe voll Enttäuschungen den Endsieg Hitlers prophezeit. 1948 werde „Hitlers großes Jahr" sein, heißt es darin mit vielen Ausschmückungen, und schließlich würden die Westmächte mit Deutschland zusammen gegen den Bolschewismus kämpfen. Bald nach seinem Erscheinen wurde der Aufsatz auszugsweise in zahlreichen Flugblättern in vielen Städten Deutschlands verbreitet. „Ausgefallene Zeilen fordern ausgefallene Maßnahmen", meinte Goebbels dazu und sonderbarerweise trug Frau Goebbels ein Exemplar dieses Flugblattes in der Handtasche bei sich, das sie Semmler gab, ohne den geringsten Verdacht, wer das Flugblatt veranlaßt hatte. Wann immer Goebbels den Aberglauben der anderen in seine politische Rechnung einsetzte, so handelte er aus Erkenntnis seiner eigenen Empfänglichkeit für diese Einflüsse. „Er ist sehr abergläubisch", sagt Semmler von ihm. Goebbels ist tief beeindruckt, als der Verfasser der Aufzeichnungen einmal versehentlich ein Hitlerbild vom Schreibtisch des Ministers stößt und ein Splitter des zerbrochenen Glases auf auf dem Bilde sich in das Auge des Dargestellten bohrt. „Nur keine schlechten Omen", sagt er ärgerlich dazu. Goebbels erzählt, daß Mitglieder seiner Familie das „zweite Gesicht" hatten und er selbst glaubt, über diese Gabe zu verfügen.

Weitaus der Begabteste von Hitlers Mitarbeitern, lag Goebbels in ständiger Fehde mit Göring, Ley und Ribbentrop. Den sybaritischen Göring hat Goebbels tief verachtet und mit ihm mitten im zweiten Weltkrieg einen kleinen Privatkrieg um Horchers Weinstube in der Lutherstraße geführt, in der Göring zu schmausen pflegte, während der Propagandaminister sie schließen wollte. Als Goebbels einen Volksauflauf arrangiert und die Fenster des Lokales einwerfen läßt, stellt der „Reichsmarschall" allnächtlich zwei Polizeiposten zum Schutze auf. „Des Teufels General" spielt ja bekanntlich auch in Horchers Weinstube. Des langen wird von Semmler ausgeführt, daß Göring Kokainist war. Seine Raffsucht wird an dem Beispiel des anbefohlenen Geburtstagsgeschenkes der Stadt Berlin — ein Van Dyk um eine Viertelmillion Mark — erhärtet. „Wenn wir den Krieg verlieren", spottet Goebbels zynisch im Herbst 1944, „dann wird es nicht schwer sein, aus den Berliner Arbeitern Kommunisten zu machen. An Stalins Stelle würde ich dann Ausflüge von Arbeitern durch Karin-Hall veranstalten. Die Leute werden als Nazis hineingehen, aber sicher als überzeugte Hitlergegner herauskommen."

Die volle Schale seines Spottes gießt Goebbels über den eitlen und unfähigen Ribbentrop aus.

Ueber ihn werden in diesen Aufzeichnungen Fälle von politischer Unfähigkeit und Ahnungslosigkeit berichtet, die geradezu auf den Kriegsverlauf Einfluß gewonnen haben. Anfang 1943 erschien der Großmufti von Jerusalem bei Goebbels und berichtete diesem: Er hatte seinerzeit durch seine von Tanger bis Stambul reichenden Verbindungen rechtzeitig von der geplanten Invasion der Alliierten in Nordafrika erfahren und seine Informationen an das Auswärtige Amt in Berlin weitergeleitet. Aber dort waren sie mit Lachen und Kopfschütteln aufgenommen worden. Der Mufti war überzeugt, daß seine Warnungen Hitler und den Generalstab nie erreicht haben, obzwar er sogar den Zeitpunkt der Invasion auf der Tag genau vorausgesagt hatte. Ein anderes Beispiel: Ein deutscher Agent in Casablanca hatte seit August 1942 fast die gleichen Warnungen immer wieder dem Auswärtigen Amt übermittelt. Er war sogar in Fühlung mit amerikanischen Agenten gestanden, die die Landungsplätze zu überwachen hatten. Sogar die Stärke der ersten Landungswellen hatte er in Erfahrung gebracht. Seine Telegramme waren aber in Berlin nicht einmal dechiffriert, sondern ungelesen abgelegt worden. In einem der häufigen Kompetenzkonflikte schreibt einmal der Propagandaminister seinem Kollegen Ribbentrop. „Als ich die ersten Zeilen Ihres Briefes überflogen hatte, hat mich mein Sinn für Ehre und Anstand verhindert, den Rest Ihrer umfangreichen Bemerkungen weiterzulesen. Ich habe Ihren Brief daher ungelesen ablegen lassen."

Im Mai 1944 sandte ein deutscher Wirtschaftsexperte aus Bukarest eine Denkschrift, in der er den nahen Abfall Rumäniens voraussagte und ausführte, wenn die deutsche Politik nicht geändert würde, werde dieses Land in drei oder vier Monaten auf der Seite der Alliierten fechten. Hitler, dem das Schriftstück vorgelegt wurde, war über den Ernst der Lage bestürzt und über die sorglosen Berichte des darin angeklagten Gesandten von Killinger erzürnt. Bis dahin hatte er Rumänien als zuverlässigen Bundesgenossen betrachtet. Ribbentrop, an den das Memorandum, mit kaustischen Bemerkungen Hitlers versehen, zur Berichterstattung weiterging, kümmerte sich um den Sachverhalt selbst nicht. Er verwendete alle Mühe darauf, herauszufinden, von wem das belastende Elaborat stamme. Durch eine Ironie des Schicksals erfuhr er dies an eben dem Tag, an dem der Zusammenbruch Rumäniens mit allen seinen für Deutschland verheerenden Folgen bekannt wurde.

Auch auf Rosenberg sieht Goebbels herab. Auf eine Beschwerde dieses Ministers für die besetzten Ostgebiete erwidert er brieflich, es sei phantastisch, zu denken, daß es (Oktober 1944) noch ein solches Ministerium mit einem Stab von tausend Mitarbeitern gebe, da doch diese Gebiete verlorengegangen seien. Er könne sich nicht vorstellen, mit was diese Leute eigentlich ihre Zeit verbrächten. Rosenberg erinnere ihn an viele europäische Herrscher ohne Land und Untertanen. Von Lutze wird am Rande vermerkt, daß er nicht auf einer Dienstreise, sondern auf einer Hamsterfahrt verunglückt sei, während über die schwindelhaften Rüstungsziffern Speers eingehend Klage geführt wird. Man erschrickt immer wieder über die völlige Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Männer um Hitler, die an dem Unglück, das über Deutschland kam, ein volles Maß an Mitschuld tragen.

So reiht sich Bild an Bild. Das Dritte Reich treibt der Katastrophe entgegen. Immer enger schließt sich der Ring der Alliierten um die Reichshauptstadt. Letzte Phantasmagorien geistern durch die Köpfe der dem Untergang Geweihten. Als der Spuk dem Ende entgegengeht, hielt Goebbels der Besatzung des Reichskanzleibunkers die heroischen Szenen des „Kolberg"-Films vor Augen. „In hundert Jahren werde man einen anderen Farbfilm zeigen, der die schrecklichen Tage zeigen werde, die wir jetzt durchleben. Jeder habe jetzt die Wahl, welche Rolle er in diesem künftigen Film spielen werde. Ich kann versichern, daß es ein schöner und erhebender Film sein wird. Halten Sie jetzt aus, damit in hundert Jahren die Zuschauer nicht spotten und pfeifen, wenn Sie auf der Leinwand erscheinen."

Aber mit solcher rauschenden Theaterfanfare ist der Führerstab des Dritten Reiches nicht untergegangen.

## Wir sind kein zweiter deutscher Staat!

Wir waren niemals ein Ableger einer anderen Nationalität, noch wollen wir es jemals werden, wir sind nichts

**anderes als Oesterreicher**

dies aber aus ganzen Herzen und aus jener Leidenschaft, die jedem Bekenntnis zur Nation innewohnen muß.

**Bundeskanzler Ing. Leopold Figl**

Herausgeber: „ÖVP.-Kameradschaft der polit. Verfolgten" und „Bund österreichischer Freiheitskämpfer", Wien I, Falkestraße 3. — Verantwortl. Redakteur: Josef K. Paar, Wien I, Kärntnerstraße 51. — Eigentümer u. Verleger: Oesterreichischer Verlag, Wien VIII, Strozzigass 2. — Druck: H. Faber, Pächter: Wiener Preßverein, Wien III, Hetzgasse 20.

# Niemals vergessen!

Da saß mir dieser Tage ein ehemaliger Nazi aus Tamsweg gegenüber. Verbittert schilderte er mir sein persönliches Schicksal, um mir schließlich zu beteuern, daß er als Idealist auch heute noch denke wie vor 1945. „Schauen S' doch einmal nach Kaprun, Professoren, Hofräte und Gelehrte arbeiten dort", versicherte er mir und machte sehr enttäuschte Mienen, als ich ihm erwiderte: „Das ist der Fluch der bösen Tat. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wer damit, mit politischer Verfolgung, begonnen hat?" Wir konnten nicht mehr weiter sprechen. Ich weiß also nicht, was er dazu zu sagen hätte. Mir scheint es aber angebracht, gerade auf diese Argumente einzugehen.

Es ist eine beglückende Tatsache, daß die Menschen das Gute und Schöne viel länger in Erinnerung behalten, als das Böse und Bittere. So ergeht es heute nun vielen. Dem einen gefiel die Sommerzeit und er vergißt darüber die Stunden, die wir bei Fliegeralarm unter Tag und in tausend Aengsten verbracht haben, der andere entsinnt sich der schönen Mädchen und des guten Weines in Frankreich und übersieht den Dreck, die Gefahren und das ganze Ungemach, das der Krieg über uns alle brachte. Und weil dem so ist, so wird heute, wenn irgendwo in einem Walde spielende Kinder durch eine Mine zerrissen werden, die Schuld nicht jenen zugeschrieben, die 1945 in verbrecherischem Wahnsinn diese Minen gelegt haben, sondern der heutigen Regierung, weil sie noch nicht genügend entmint hat. Daß sieben Jahre hindurch Oesterreicher, nicht nur in Gefängnissen und Konzentrationslagern, sondern auch im Heer, ja selbst in der Heimat wie ein Stück Vieh behandelt wurden, daß bedenkenlos Familien zerstört wurden, daß man rücksichtslos Hunderttausende dem mörderischen Kommando einiger tausender, um ihre persönliche Existenz zitternder Parteibonzen unterwarf, das ist alles vergessen.

Wenn Nationalsozialisten behaupten, daß sie unschuldig Opfer ertragen müßten, so können wir diese Argumente keineswegs akzeptieren. Gewiß, es ist menschlich hart. Aber wer hat im Dritten Reich nur ein Wort über die Härten gefunden, denen wir begegnet sind? Das Dritte Reich hat uns ja sogar verwehrt, darüber zu reden. Wir verließen das KZ mit folgenden Abschiedsworten des Lagerführers: „Wer über das Lager hier draußen etwas erzählt, kommt wieder her. Dann bleibt er allerdings so lange hier, bis aus Kommisbrot Kuchen wird." So liegen die Dinge. Keine Zeitung im großen Deutschen Reich hätte auch nur eine Zeile über das Erlebnis eines KZlers bringen dürfen und können. Wir müssen es heute aber über uns ergehen lassen, daß Erlebnisberichte aus österreichischen Gefängnissen in Zeitungen erscheinen, die der Erwähnung überhaupt nicht wert sind. Was wollen diese Herren über die Gefängnisse berichten, die ja im Vergleich zu denen des Dritten Reiches Sanatorien sind?

Wir haben es wahrlich satt, dauernd zu hören, daß man für die Nazis nichts gemacht hätte, und in der „Neuen Front" zu lesen, daß die Oesterreichische Volkspartei nichts oder fast nichts zur Besserung der Verhältnisse beigetragen hat. Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß nicht nur die KZler, sondern auch alle anständigen, ehrlichen Oesterreicher, die sich niemals zum Landesverrat hergegeben haben, die Langmut nicht mehr verstehen, mit der vier Jahre nach Zusammenbruch des Nationalsozialismus, nach seinem totalen Fiasko, jene Träger dieser Idee, die ihr noch immer anhängen, behandelt werden. Für diese, ob Belasteter oder Mitläufer, gibt es nur ein klares Bekenntnis zu Oesterreich. Kann oder will er das nicht ablegen, so wird er auch noch in einem Dutzend Jahren als Landesverräter und Feind unserer Demokratie behandelt werden müssen. Wir werden uns auch die sogenannten „Gutgesinnten" ansehen. Sie werden ihre gute Gesinnung erst als einfache Staatsbürger unter Beweis stellen müssen, ehe wir ihnen politischen Einfluß gewähren dürfen. Wer hier zu politischen, weltanschaulichen oder ideologischen Konzessionen bereit ist, stellt sich in eine Reihe mit den Feinden der Demokratie. Wer glaubt, im Kampf gegen den politisch Andersgesinnten sich der Nazis bedienen zu müssen, gleicht jenem Manne, der sich, um sein Haus vor mutmaßlichen Einbrechern zu schützen, bereits abgestrafte Einbrecher als Wächter engagiert.

Ich habe erst vor kurzem in diesen Blättern von der endlichen Ueberwindung der Begriffe Nazis, Heimkehrer und KZler gesprochen.

Wenn wir alle Oesterreicher geworden sind, dann verdanken wir es jenen, die in allen Jahren der deutschen Besetzung treu zu diesem Lande gestanden sind. Daß wir bei einem Sieg der Nazis das nicht mehr geworden wären, ist ebenso sicher, und diese Tatsache bewertet von selbst jene Staatsbürger unter uns, die einmal den österreichischen Weg verlassen hatten. Dies können und dürfen wir niemals vergessen.

Es kann von uns niemand verlangen, daß wir heute dem Pg. X genau so freudig die Hand reichen, als unserem Widerstandskameraden Z. Und wenn vor kurzem ein Ritterkreuzträger behauptet hat, wir sollten lieber nimmer vom Widerstandskampf reden, dann bekennen wir uns erst recht dazu. Und wenn aber gewisse Kreise sich bemühen, ihre Heldentaten als Dienst am Vaterland hinzustellen und unter diesem Vaterland „Nazi-Deutschland" verstehen, dann werden wir auch zu dieser Frage einmal offen unsere Meinung sagen.

**Wir werden und können also niemals vergessen, weil es einfach nicht möglich ist, den Vater zu vergessen, der von der SS in einem KZ in den Tod gejagt wurde, nicht den Bruder, der in dem von Hitler provozierten Krieg gefallen ist, nicht die Schwester, die den Vater ihrer Kinder heute noch in fremder Gefangenschaft weiß, nicht den Onkel, den Bomben zerrissen haben, aber auch nicht den Ortsgruppenleiter, der noch wenige Tage vor dem Zusammenbruch den jüngsten unter uns die Waffe in die Hand drückte, um sie, während er sich mit der Ortsgruppenkasse nach dem Westen absetzte, vor den Toren Wiens in einem sinnlosen Kampf verbluten zu lassen.**

Bei aller Toleranz, die wir als Oesterreicher und Christen zu üben entschlossen sind, dürfen wir niemals unsere konsequente Haltung verlieren. Dies könnte uns allzu leicht wieder um unsere Freiheit und unter Umständen für immer um unser Vaterland bringen.

Franz Kittel.

# Oswald Spengler

VON PROF. LUDWIG REITER

## UND DIE ÖSTERREICHISCHE NATION

Wenn Bundespräsident Dr. Karl Renner wiederholt von der „österreichischen Nation" als Staatsvolk gesprochen hat, so bedient sich dieser Staatsmann damit eines Begriffes, den vor ihm schon zahlreiche Historiker, Staatsrechtler und Philosophen anerkannt und umschrieben haben. Nach Univ.-Prof. Doktor Otto Maull*) fallen „Nationengrenzen nicht zusammen mit Volkstum- und Sprachgrenzen". Das entspricht durchaus der Auffassung der westlichen Demokratien. Collins großes englisches Wörterbuch definiert: „Nation, ein Volk, das in einem gemeinsamen Staatswesen lebt." Und der allgemein anerkannte amerikanische Webster: „Nation, die Bewohner eines Landes, die unter derselben Regierung vereinigt sind." Oswald Spengler lehrt, daß das Volk vor der Nation sei. Der Staat ist es, der aus dem Volk die Nation formt. Spengler schreibt wörtlich: „Alle großen Ereignisse der Geschichte sind nicht von Völkern ausgeführt worden, sondern haben Völker erst hervorgerufen." (Untergang des Abendlandes, 2. Bd. S 197) Und. „Man glaube doch nicht, daß je ein Volk durch die bloße Einheit der leiblichen Abstammung zusammengehalten wurde."

Das lateinische nasci (geboren werden) deutet auf den Ort, also auf den Staat, nicht aber auf Sprache oder Rasse hin, wie es die Romantiker und ihre nationalsozialistischen Nachfahren haben wollten. Muß doch selbst der neudeutsche Maull bekennen: „Volkstum und Sprachgemeinschaft ... sind keineswegs die Nation selbst ... Nationen haben sich auch auf recht heterogenem Volkstum ausgebildet. Die Schweiz, Belgien, die Vereinigten Staaten von Amerika sind die offensichtlichen Beispiele hiefür; und auch in vielen anderen Staaten hat sich die Nation über fremdes Volkstum ausgebreitet. Nationengrenzen fallen darum nicht zusammen mit Volkstums- und Sprachgrenzen. Der Raum der Schweizer umfaßt alle diejenigen, die Schweizer sein wollen."

Sprachgleichheit macht demnach keine Nation. Wohl gibt es Staaten, in denen Einsprachigkeit herrscht oder auch vorherrscht: Spanien, Portugal, England. Und doch hat sich der Staats- und Unabhängigkeitswall der gleichsprachigen Stammes- und „Blutsbrüder" zur mexikanischen, argentinischen, chileanischen, brasilianischen Nation durchgerungen. Die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion, Belgien, die Schweiz sind klassische Beispiele des Wertens von souveränen Nationen aus mehr-, ja vielsprachigen Volksteilen.

Mit dem mangelnden Nationalgefühl des österreichischen Menschen für seinen souveränen Staat, geht der Mangel an Nationalstolz Hand in Hand. Im britischen Parlament leuchten auf Säulen, Konsolen, in Nischen 1200 Büsten und Denkzeichen großer Taten und Männer der englischen Geschichte und Nation. Welch ein Mahnmal, welche Vorbilder für die Vertreter des Volkes. Als 1883 das Hansensche österreichische Parlament eröffnet wurde, befand sich im festlichen Sitzungssaal des Hauses nicht einmal das Wappen des Landes, wie damals Prof. Sueß als Abgeordneter tadelnd feststellen mußte. Die Westminster Abtei wurde zur Ruhmeshalle eines weltgebietenden Staates, das Volk in allen Kraftproben und Oelbergstunden ermutigend und auf seine Sendung besinnend. Prag, Budapest, Krakau, deutsche, französische, italienische Städte, die weit hinter Wien rangieren, haben Nationalmuseen, Kultstätten malender, bildhauerischer Geschichtsschreibung; in Wien mahnt, erzieht kein Tempel zum Staatswillen, zur besonderen Sendung des österreichischen Volkes.

Wir wollen uns damit nicht zu „betont nationalen" Chauvinisten stempeln, das entspricht dem weltaufgeschlossenen, „übernationalen" Wesen unserer Landsleute nicht, die gerade in der Ueberwindung des Nationalhasses einen Teil ihrer Sendung erblicken, wir wollen bloß dem Gebot der Selbsterhaltung das Wort sprechen, das angesichts einer staatsfeindlichen Werbung und Propaganda umso vernehmlicher gesprochen werden darf.

Im zweiten Band*) seiner Morphologie der Weltgeschichte „Der Untergang des Abendlandes" schreibt Oswald Spengler: Alle großen Ereignisse der Geschichte sind nicht eigentlich von Völkern ausgeführt worden, sondern haben Völker erst hervorgerufen (S 197). Amerikaner sind nicht aus Europa eingewandert; der Name des florentinischen Gelehrten Amerigo Vespucci bezeichnet heute zunächst einen Erdteil, aber außerdem ein Volk, das durch die seelische Erschütterung von 1775 und vor allem durch den Sezessionskrieg von 1861—65 seine Eigenart erhalten hat." Für das Werden einer Nation ließe sich auch das brasilianische, mexikanische, belgische, schweizerische, österreichische Beispiel heranziehen.

Nach Spengler ist Volk ein Verband von Männern, der sich als Ganzes fühlt (192). Weder die Einheit der Sprache, noch die leibliche Abstammung ist entscheidend. Man glaube doch nicht, daß je ein Volk durch die bloße Einheit der leiblichen Abstammung zusammengehalten wurde (197). Die Römer blieben, mitten im italienischen Wirrwarr der Stämme und selbst von verschiedenartigster Herkunft, eine Rasse von der allerstrengsten inneren Einheit, die weder etruskisch noch latinisch oder allgemein „antik", sondern spezifisch römisch ist (198). Der Nation liegt eine Idee zugrunde (204). In dem Gebiet zwischen Budapest und Konstantinopel werden heute zwei mongolische, eine semitische, zwei antike und drei slawische Sprachen geredet und diese Sprachgemeinschaften fühlen sich sämtlich als Völker. In Mazedonien lebten Serben, Bulgaren und Griechen. Wenn in einem Dorfe zufällig serbisch unterrichtet wurde, so bestand schon die folgende Generation aus fanatischen Serben. Die heutige Stärke der „Nationen" ist also lediglich eine Folge der früheren Schulpolitik (192).

Die Rassen des Abendlandes sind nicht Schöpfer der großen Nationen, sondern ihre Folgen (217). Völker im Stil einer Kultur nenne ich Nationen (204). Eine Nation ist Menschentum in lebendige Form gebracht (224). Ueber Oesterreich und Preußen urteilt Spengler: Die späteste Nation des Abendlandes ist die preußische, eine Schöpfung der Hohenzollern (219). (Berlin erhielt 450 Jahre nach Wien seine Universität!). Noch bedeutsamer ist die Schöpfung des Hauses Habsburg, das aus einer Bevölkerung, die weder Sprache, noch Volkstum, noch Ueberlieferung (?) verband, die österreichische Nation entstehen ließ, die ihre Proben in der Verteidigung Maria Theresias und im Kampf gegen Napoleon abgelegt hat (219).

Oswald Spengler, der es wohl mit Alchimisten vom zweifelhaften Rang eines v. Rosenberg aufnehmen kann, erkennt also Existenz und Bedeutung der österreichischen Nation und erklärt, daß nicht „Rasse", Blut und Sprache (nach Spengler ein dynamisches Produkt, S 221), sondern Staatswille, Wille zur Gemeinschaft, Geschichte, Religion, Wirtschaft, Kultur, die Nation prägen und formen.

**Ohne Kultur keine wahre Freiheit! Auch sie gehört zu unserem Kampf, auch hier gilt es, Mißstände aufzuzeigen und eisern zu bekämpfen.**

*) Otto Maull: „Politische Grenzen" 3. Bd. der „Weltpolitischen Bücherei", Berlin 1928.

*) München 1922.

# ÖVP-KAMERADSCHAFT

## UND BUND ÖSTERREICHISCHER FREIHEITSKÄMPFER

## KZler ehren Märtyrerkanzler Dollfuß

Anläßlich der 15. Wiederkehr des Todestages veranstalteten die OeVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten und der Bund Oesterreichischer Freiheitskämpfer am Sonntag, den 24. Juli, am Hitzinger Friedhof eine Gedenkfeier vor dem Grabe des verewigten österreichischen Märtyrerkanzlers. Zahlreiche Mitglieder und Freunde des Verbandes hatten der Einladung hiezu Folge geleistet.

Franz Kittel von der OeVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten hielt einen tiefempfundenen Nachruf, in welchem er dem Geist Dollfuß' gerecht wurde. „Der Geist des unermüdlichen, nicht erlahmenden Widerstandes gegen die deutsche Aggression, gegen das nazistische Machtbestreben — der Geist des positiven Bekenntnisses zu einem freien, unabhängigen Oesterreich, der tiefe Glaube des Christen triumphierte über die Mächte der Finsternis und des Terrors, und das große Reich büßte seine Gewaltherrschaft mit dem vollkommenen Zusammenbruch."

„Positives Christentum", so führte der Redner aus, „leidenschaftliches Vaterlandsbewußtsein und Bekenntnis, Treue zu Heimat und Volk, konsequenter österreichischer Weg in Politik, Wirtschaft und Kultur, das ist das Vermächtnis Engelbert Dollfuß', dem wir uns würdig erweisen wollen."

Nachdem der Präsident des Bundes Oesterreichischer Freiheitskämpfer, Regierungsrat Müller, und Mitglieder der OeVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten am Grabe Kränze niedergelegt hatten, fand im Anschluß an diese Gedenkstunde in der Hietzinger Pfarrkirche eine Gedächtnismesse statt, welche von Pater Pinzenöhler zelebriert wurde. In seiner klaren, schlichten und dabei so lebensnahen Predigt entwarf Pater Pinzenöhler ein Bild des großen Märtyrerkanzlers, in dessen Person er die bis zur letzten Konsequenz gelebte Haltung des österreichischen Menschen sah, der in den Jahren der Unfreiheit so vielen seiner Landsleute zum Symbol und Vorbild geworden war.

## Was der KZler wissen muß

**Letzte Ausstellungsfrist für Amtsbescheinigungen und Opferausweis**

Anträge auf Ausstellung einer Amtsbescheinigung oder eines Opferausweises können nur bis 31. Dezember dieses Jahres eingebracht werden. Dies ist vor allem für jene Hinterbliebenen wichtig, deren Antrag seinerzeit abgelehnt wurde, weil die Gesuchsteller in Arbeit standen und ihr Lebensunterhalt gesichert ist. Wie die Opferfürsorgekommission nunmehr in einer Sitzung feststellte, widerspricht eine so begründete Ablehnung der Ausstellung einer Amtsbescheinigung den Bestimmungen des OFG. Alle Hinterbliebenen, deren Lebensunterhalt gänzlich oder zum überwiegenden Teil vom Opfer bestritten wurde, oder, wenn das Opfer noch am Leben wäre, von ihm bestritten würde, haben auf eine Amtsbescheinigung Anspruch und können neuerlich einen Antrag auf Ausstellung einer Amtsbescheinigung (allerdings nur bis 31. Dezember 1949) einbringen.

**Welche Leistungen gewährt die Gebietskrankenkasse?**

Inhaber von Amtsbescheinigungen erhalten im Krankheitsfall freie ärztliche Behandlung, kostenlose Beistellung der Medikamente, Gewährung von Heilmittel (auch Brillen und Bruchbänder), freie Krankenhauspflege und Sterbegeld.

An Besitzer der Amtsbescheinigung gemäß § 1, Abs. 1, lit. d) oder e) (Opfer) wird auch Krankengeld im Höchstausmaße von S 13.— täglich gewährt. Sollte der Besitzer der Amtsbescheinigung in Arbeit stehen und auf Grund seiner eigenen Krankenversicherung nur ein tägliches Krankengeld von 12 Schilling oder weniger erhalten, dann ist ihm das tägliche Krankengeld auf jeden Fall auf 13 Schilling zu erhöhen. Die Anspruchsdauer für das Krankengeld beträgt 52 Wochen, kann aber durch die Opferfürsorgekommission beim Bundesministerium für soziale Verwaltung verlängert werden, wenn hierdurch das erstrebte Ziel der Heilfürsorge erreicht werden kann.

In berücksichtigungswürdigen Fällen wird durch die Opferfürsorgekommission auch an Familienangehörige des Opfers das halbe Krankengeld als Hausgeld gewährt, wenn das Opfer in Krankenhausbehandlung steht.

Bezieht das Opfer eine Opferrente, so haben die Krankenkassen das Kranken- oder Hausgeld mit jenem Betrag zu leisten, der sich aus dem Unterschied zwischen dem Kranken-(Haus-)Geld und der Rente ergibt.

Die Anträge zur Gewährung dieser Leistungen sind gegen Vorweis der Amtsbescheinigung bei den zuständigen Gebietskrankenkassen einzubringen.

Die Begünstigungen auf dem Gebiet der Heilfürsorge werden nur an Besitzer der Amtsbescheinigung erbracht und nicht an Besitzer des Opferausweises.

**Richtlinien für den Erhaltungskostenzuschuß**

1. Die Gemeinde Wien gewährt politischen Opfern des Faschismus, welche bereits eine Amtsbescheinigung oder einen Opferausweis nach dem OFG besitzen und gesundheitsgeschädigt sind, zu den Kosten eines Erholungsaufenthaltes an für die Erholung geeigneten Orten einen Kostenzuschuß in der Höhe des bisher bei einem Aufenthalt im Erholungsheim Hochegg gewährten Verpflegungskostenermäßigungsbetrages von S 4.— täglich;

2. Die unter 1 bezeichneten Personen können sich einen für Gesundheit und Erholung geeigneten Aufenthalt frei wählen, doch wird das Recht vorbehalten, offenkundig als ungeeignet zu betrachtende Aufenthalte als solche zu bezeichnen. Als besonders geeignet sind öffentliche Erholungsheime, Kuranstalten, Badeorte und dergleichen, aber auch zweckmäßige Landaufenthalte zu betrachten;

3. Den Zuschuß beanspruchende Personen melden sich vor Antritt des Erholungsaufenthaltes in der Magistratsabteilung 12, Referat Opferfürsorge, Wien I, Rathausstraße 9, II. Stock, Zimmer 1, und legen entweder eine amtsärztliche Bescheinigung der Notwendigkeit des Erholungsaufenthaltes oder die Bestätigung einer Krankenkasse über die Gewährung eines Land- oder Kuraufenthalt-Kostenzuschusses vor. Gleichzeitig wird der Ort des beabsichtigten Aufenthaltes, bzw. das Heim oder die Anstalt angegeben. Bei Zutreffen aller Voraussetzungen wird darüber eine Bestätigung gegeben;

4. Der Zuschuß wird grundsätzlich für die Dauer von drei Wochen gewährt;

5. Die Absolvierung des Landaufenthaltes ist von öffentlichen Erholungsheimen oder Kuranstalten durch die Verwaltung derselben, von privaten Heimen, Pensionen und dergleichen außer durch sie auch noch durch die zuständige Gemeindebehörde zu bestätigen. Gegen Vorlage dieser Bestätigungen wird dann der entfallende Kostenzuschuß in der Magistratsabteilung 12, Opferfürsorgereferat, ausgezahlt;

6. Sofern es gewünscht wird, kann im Referat auch bezüglich der Erholungsaufenthalte Rat erteilt werden. Eine Garantie oder Haftung für bestimmte Erholungsstätten wird jedoch nicht übernommen.

*Franz Kittel, der Verfasser des vieldiskutierten „Offenen Briefes an einen KZ-ler", der in Nummer 5 des „Freiheitskämpfers zum Abdruck kam, antwortet mit nachfolgenden Zeilen dem Organ des Bundes Sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus. „Der Sozialistische Kämpfer", welches Blatt den „Offenen Brief an einen KZ-ler" glossierte.*

## Ob ich recht habe,

das können die Sozialisten selbst beweisen oder widerlegen. Wenn sie in ihrer letzten Nummer des „Sozialistischen Freiheitskämpfer" diese Frage stellen, dann dürften die Sozialisten sich über die Antwort doch nicht im klaren sein. Es geht uns nicht allein, wie die Sozialisten betonen, um die Demokratie, sondern noch viel stärker um unser Vaterland. Wenn ich zur Zeit Korneuburgs absolut nicht ein Anhänger dieses Korneuburgs war, so wurde uns durch die geschichtliche Entwicklung der vergangenen 15 Jahre doch eindeutig klar, daß der Bestand unseres Vaterlandes als freier, unabhängiger Staat das Primäre darstellt, daß dieses Oesterreich als Haus bestehen muß, ehe wir an seine Einrichtung denken können. Und zur Einrichtung gehört auch die Demokratie und für uns das Kreuz und der Glauben.

Wir sind nicht schlechtere Demokraten, weil wir 4. und 5. Parteien verhindern wollen, sondern um so bessere Oesterreicher. Es geht uns nicht um eine Fülle von Parteien, die Demokratie spielen sollen, an denen Oesterreich aber zerschellt. Wir wollen jene wirklichen Freiheitskämpfer, die mit dem Worte Oesterreich auf den Lippen ins Gefängnis, ins KZ, aber auch an die Fronten und vielfach in den Tod gegangen sind, um die Fahne Oesterreichs scharen. Wir glauben also recht zu behalten — die Zukunft wird es beweisen —, wenn wir behaupten, es gibt Oesterreicher, Christen und OeVPler, andererseits Verräter und Saboteure unserer Freiheit.

Wer sich diesem Vorwurf entziehen will, handle danach. Der Wahltag gibt auch jedem Freiheitskämpfer dazu die Möglichkeit.

Franz Kittel

## Sie starben für den Frieden

*In der Monatsschrift „Mann in der Zeit" finden wir eine Abhandlung des ehemaligen Standortpfarrers Kreutzberg, der das Wehrmachtsgefängnis in Berlin-Tegel betreute, die nicht nur über den oberösterreichischen Märtyrer und Freiheitskämpfer Jägerstätter, sondern außerdem auch noch über den Innsbrucker Priester Franz Reinisch aussagt.*

*Diese Abhandlung bringen wir hiedurch unserer Leserschaft zur Kenntnis. Die Redaktion.*

Unter den Hunderten von Männern, die ich in den Jahren 1942 bis 1945 in Berlin auf den Tod vorbereitete, bleiben mir zwei Oesterreicher lebhaft in Erinnerung: der Priester Franz Reinisch aus Innsbruck und der Landwirt Franz Jägerstätter aus St. Radegund. Beide verweigerten den Eid für den Kriegsdienst und gingen dafür in den Tod.

Jägerstätter stammte aus einer durch ihre Passionsspiele nicht unbekannte Pfarrei — St. Radegund — in Oberösterreich. Er hatte dort den Bauernhof seiner Eltern übernommen. Der Einmarsch stellte ihn bald vor schwierige Entscheidungen. Bei der Abstimmung stimmte er mit „Nein", die Kinderbeihilfen für seine drei Kinder lehnte er ab und verweigerte jedes Opfer zugunsten des Nationalsozialismus, aber den Armen half er, wo er nur konnte. In den Jahren 1940 und 1941 zog man ihn vorübergehend ein, entließ ihn aber als Landwirt wieder. Trotzdem sah er die Gefahr eines für ihn unvermeidlichen Zusammenstoßes mit dem herrschenden System voraus. Er steigerte seine Gebete und schloß sich dem III. Orden des heiligen Franziskus an. Eines Tages erklärte er seiner Frau: „Wenn ich wieder einen Gestellungsbrief erhalte, werde ich ihm nicht folgen."

Dann war es so weit. Am 25. Februar 1943 sollte er sich in Enns einfinden. Schwere Tage waren zu überstehen. Franz Jägerstätter schrieb viele Abschiedsbriefe. Endlich gelang es der Gendarmerie durch gütiges Zureden, ihn wenigstens zum Einrücken in die Kaserne zu bewegen. Vor diesem Schritt verbrachte er nochmals viele Stunden im Gotteshaus. Erst am sechsten Tag stellte er sich. Sofort verweigerte er jeden Dienst, wurde daraufhin verhaftet und wegen Kriegsdienstverweigerung vor das Divisionsgericht Linz gestellt. Anfang Mai brachte man Jägerstätter ins Wehrmachtsgefängnis nach Berlin-Tegel. Das Reichskriegsgericht Berlin-Charlottenburg verurteilte ihn am 6. Juli zum Tode.

Acht Tage später war noch einmal eine letzte Vernehmung. In der gleichen Stunde trafen seine Frau sowie ein Priester aus seiner Heimat zu Besuch ein. Beide waren eingeladen worden, um Jägerstätter von seinem Entschluß abzubringen. Doch alles Zureden des Priesters und die inständigen Bitten der Frau blieben umsonst. „Ich werde nicht schwach werden", sagte Jägerstätter, „ich bin froh, daß ich so weit bin."

Noch eine letzte schwere Prüfung war für ihn mein Besuch Ende Juli. Ueber die Gründe seiner Eidverweigerung unterhielt ich mich mit dem damals 30jährigen etwa zweieinhalb Stunden. Wir überlegten das Für und Wider des Entschlusses. Als ich Franz Jägerstätter nach einer Woche dann wieder besuchte, beharrte er darauf, den Tod auf sich zu nehmen. Er meinte, der Krieg sei ein Unrecht, und nie und nimmer werde er sich an diesem Unrecht beteiligen. Ich sagte ihm daraufhin: „Mein lieber Jägerstätter, dann gratuliere ich Ihnen. Wenn Sie bereit sind, aus dieser innersten Gewissensüberzeugung zu sterben, wird Gott Sie segnen und stärken." Ich erzählte ihm dann von seinem Landsmann Pater Franz Reinisch, der fast vor einem Jahr den gleichen Weg gegangen sei. „Dieser Priester hieß Franz wie Sie, und er stammte aus Oesterreich wie Sie. Und wenn Sie schon in den Tod gehen wollen, dann gehen Sie tapfer und groß, so wie auch er in die Ewigkeit hinüberging." Während ich ihm dies sagte, leuchteten seine Augen, und nach einem tiefen Atemzug, als falle eine Last von seiner Seele, erklärte er: „Das hab' ich mir immer gesagt, ich kann doch nicht auf einem falschen Wege sein. Wenn aber ein Priester sich so entschieden hat und dafür in den Tod gegangen ist, dann darf ich das auch tun."

Dies war der letzte Besuch. Als ich kurze Zeit später noch einmal nach ihm sehen wollte, fand ich Jägerstätter nicht mehr vor. Er war gerade ins Zuchthaus Brandenburg verlegt worden. Dort empfing er die heiligen Sterbesakramente und schrieb noch einen Abschiedsbrief an seine Familie. Es hieß darin: „Heute sind es vier Wochen, da wir uns zum letzten Male auf dieser Welt gesehen. Heute früh um halb sechs hieß es: ‚Sofort anziehen, das Auto wartet schon', und mit mehreren Todeskandidaten ging dann die Fahrt nach Brandenburg. Was wird mit uns geschehen? Wir wußten es noch nicht. Erst zu Mittag teilte man mir mit, daß das Urteil am 14. Juli bestätigt wurde und heute um 4 Uhr nachmittags vollstreckt wird. — Möge Gott mein Leben hinnehmen als Sühneopfer nicht bloß für meine Sünden, sondern auch für andere.

Wenige Stunden später wurde Franz Jägerstätter im gleichen Zuchthaus hingerichtet. Es war der 9. August 1943, der Festtag des hl. Pfarrers von Ars.

Wochen später gelang es uns, das Urnengrab in Brandenburg aufzufinden. Wir photographierten die Grabstätte und schmückten sie mit Kreuz und Blumen. — Nach dem Kriege wurde die Urne ausgegraben und durch Ordensschwestern aus Brandenburg, die nach Oesterreich versetzt wurden, mitgenommen und in die Heimat überbracht, wo sie am dritten Jahrestag seines Todes beigesetzt wurde.

Franz Jägerstätter war, wie so viele, ein Opfer dieser Zeit. Ungezählte zogen in diesem zweiten Weltkrieg im Geist der Pflichterfüllung und des Gehorsams oder auch im Irrtum hinaus mit der Meinung, es handle sich um das Vaterland, wo es sich nur um eine Partei handelte. Ihre Herzen sind sauber. Wer wollte es wagen, über sie Richter zu sein?

VERKAUF — VERSAND — BERATUNG

**HANS PLECHATY, WIEN**

III, Löwengasse 36, Seidlgasse 32
Landstraßer Hauptstraße 96

Empfehle allen Freunden mein gut sortiertes Lager: Eisen und Eisenwaren, Haus- und Küchengeräte, Großküchen- und Anstalteinrichtungen, Werkzeuge, Gartengeräte sowie technischer und industrieller Bedarf, Farben und Lacke

HP

Telephon
B 51 0 57 Serie
B 50 0 35
B 50 1 84 U

Decken Sie Ihren Bedarf in Ihrem eigenen Interesse nur bei meiner Firma

WIEDERERÖFFNUNG

**WILHELM HATAJ** ENGL. HERREN- UND DAMENSCHNEIDER

WIEN VI, WEBGASSE 39

REICHHALTIGES LAGER IN ENGL. UND AUSLÄND. ERSTKLÄSSIGEN STOFFEN

A 33-4-52

IN DER SCHRIFTENREIHE
„POLITISCHE ZEITPROBLEME"
IST ERSCHIENEN:

**Die familienhafte Ordnung**

VON NATIONALRAT
DR. NADINE PAUNOVIC

Zu beziehen zum Preise von 1 Schilling durch den österreichischen Verlag, Wien VIII, Strozzigasse 8, Tel. A 23 5 40

**Werben auch Sie**
in Ihrem Bekanntenkreis für den

**„Freiheitskämpfer"**

Machen Sie Ihre Bekannten und Freunde mit unserem Gedankengut vertraut

IN DER SCHRIFTENREIHE
„POLITISCHE ZEITPROBLEME"
ERSCHIEN:

**Die Weltverpflichtung des Christen**

VON CHEFREDAKTEUR
DR. ALFRED MISSONG

Zu beziehen zum Preise von S 1.— durch
ÖSTERREICHISCHER VERLAG
Wien 8, Strozzigasse 2

Der Roman des österreichischen Widerstandes:

**GEWALT**

von Carl Paar-Charles

Gebunden 356 Seiten Preis S 24.—

EUROPÄISCHER VERLAG, WIEN, TEL. A-16-2-25

*Das Organ der Jugend*

**„DER STUDENT"**

*bietet auch Ihnen reichhaltigen Lesestoff*

*Vergessen Sie nicht:*

Wer den „Student" liest, lebt mit der jungen, aktiven österr. Studentengeneration!

ÖSTERREICHISCHER VERLAG
Wien VIII, Strozzigasse 2

Soeben erschienen:

Dr. HANS HUEBMER

**Österreich 1933—1938**

Der Abwehrkampf eines Volkes

188 Seiten brosch., 14 S

In diesem Buch unternimmt ein Historiker unserer Zeit den Versuch, mit den strengen Mitteln der Wissenschaft in die Epoche österreichischer Geschichte Licht zu bringen, die der Katastrophe des zweiten Weltkrieges unmittelbar voranging. Der Verfasser stellt Österreich in den Zusammenhang des großen Weltgeschehens und weist mit mathematischer Sicherheit nach, daß die bedeutungsvollen Entscheidungen nicht innerhalb unserer Grenzen, sondern ganz anderswo fielen. So wird ein rein wissenschaftliches Werk zu einer einzigen beredten Verteidigung unseres Landes und Volkes

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

ÖSTERREICHISCHER VERLAG
WIEN 8, STROZZIGASSE 2

ÖSTERREICHISCHER VERLAG
Wien VIII, Strozzigasse 2

Soeben erschienen:

Dr. ALFRED KASAMAS

**Programm Österreich**

240 Seiten brosch., 12 S

Die Schrift bringt eine Zusammenfassung der Grundsätze und Ziele der Österreichischen Volkspartei in einer für die breite Öffentlichkeit geeigneten Form und füllt eine große Lücke in unserer politischen Literatur der Gegenwart aus. Der Gedanke des Solidarismus, der in plastischer Weise den individualistischen und kollektivistischen Irrlehren entgegengestellt wird, ist darin besonders herausgearbeitet. Das Buch vermittelt allen politisch Interessierten die wichtigsten Tatsachen über Geschichte und Organisationsform der Österreichischen Volkspartei

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen